Beiträge zur Psychologie der Furcht im Kriege

Inaugural-Dissertation

zur Erlangung der Doktorwürde

einer hohen Philosophischen Fakultät
der Universität Tübingen

vorgelegt von

Walter Ludwig
aus Schwäbisch Hall

BIBLIOTHEEK RIJKS UNIV. LEIDEN

Verlag von Johann Ambrosius Barth,
Leipzig.

1919

Gedruckt mit Genehmigung der philosophischen Fakultät
der Universität Tübingen.

Referent: Professor Dr. K. Groos.

1. Mai 1919.

Sonderabdruck aus Beiheft 21 zur Zeitschrift für angewandte Psychologie.

Die Wissenschaft vom Kriege schliefst auch wichtige Probleme in sich, die in das Gebiet der Psychologie hinüberreichen. Das hat schon Klausewitz klar erkannt. In seinem grundlegenden Werke „Vom Kriege" sagt er: „Die moralischen Gröfsen gehören zu den wichtigsten Gegenständen des Krieges." „Die meisten Gegenstände, die wir in diesem Buch durchlaufen, gehören halb physischen, halb moralischen Ursachen und Wirkungen an, und man möchte sagen: Die physischen erscheinen fast nur wie das hölzerne Heft, während die moralischen das edle Metall, die eigentlich blank geschliffene Waffe sind" („Vom Kriege" Dresden 1893, S. 124ff.). Dabei versteht Klausewitz nach älterem Sprachgebrauch unter moralisch nicht nur die eigentlich sittlichen Erscheinungen, sondern er bezeichnet mit diesem Ausdruck überhaupt die allgemeinen psychischen Faktoren und Vorgänge. Allerdings widmet er von den 123 Kapiteln seines Buches nur 5 diesen moralischen Gegenständen. Aber er scheut auf dem Gebiet des Krieges nichts mehr als „leere Demonstrationen, kritische Untersuchungen und gelehrte Abhandlungen" und rechtfertigt die Kürze, deren er sich bewufst ist, bei den einleitenden Bemerkungen über die moralischen Gröfsen mit den Worten: „Wir ziehen es vor, hier noch mehr als sonst unvollständig und rhapsodisch zu bleiben, zufrieden, im allgemeinen auf die Wichtigkeit der Sache aufmerksam gemacht zu haben und den Geist angedeutet zu haben, in dem die Ansichten in diesem Buche aufgefafst sind".

Die Erkenntnis der „Wichtigkeit der Sache" hat dazu geführt, dafs in jüngster Zeit der Ruf nach einer „Militärpsychologie" vernehmbar wurde, so z. B. in einem Aufsatz der Zeitschrift *Schweizerische militärische Blätter* Jahrg. 1918 Juliheft, der die Überschrift „Militärpsychologie" trägt und mit folgenden Worten schliefst: „Wir sehen, dafs ungemein weitverzweigte Zusammenhänge zwischen dem Militärdienst und der psychologischen Wissen-

schaft bestehen, deren Bearbeitung durch die Berufenen beider Gebiete eine dringende Forderung der Zeit ist." Wenn man sich fragt, wieweit die Psychologie dieser Forderung bis jetzt nachgekommen ist, so findet man, dafs es des Weltkriegs bedurfte, um die Aufmerksamkeit der Psychologen auf dieses wichtige und unendlich reiche Sondergebiet zu lenken. Indessen sind während des Kriegs, abgesehen von Reden und Aufsätzen sehr allgemeinen Inhalts, nur erst wenige umfangreichere Abhandlungen und genauere Einzeldarstellungen erschienen, von denen uns als die wichtigsten entgegentraten: W. Düwell (Kriegsberichterstatter), „Vom inneren Gesicht des Krieges", bei Diederichs in Jena 1917; W. Steckel, „Unser Seelenleben im Krieg", Berlin 1916; M. Dessoir „Kriegspsychologische Betrachtungen", Leipzig 1916; H. Hefele, „Zur Psychologie der Etappe", bei Diederichs 1918; E. Everth, „Von der Seele des Soldaten im Felde", ebendort 1915; R. Dreiling, „Beitrag zur Psychologie der Verwundeten", im Felde erschienen 1915; auf feindlicher Seite: Le Bon, „Enseignements psychologiques de la Guerre Européenne", Paris 1916.

Auch die medizinische Wissenschaft, speziell die Psychiatrie, hat von ihrem Standpunkt aus eine Reihe von Beiträgen geliefert, die in das Gebiet der Psychologie hinübergreifen, von denen hier als die wichtigsten die folgenden hervorgehoben sein mögen: R. Gaupp, „Die Granatkontusion", *Kriegschirurg. Hefte der Beiträge zur klinischen Chirurgie* **96** (3); derselbe, „Hysterie und Kriegsdienst", *MünchenMdW* 1915 Nr. 11; derselbe, „Über die Neurosen und Psychosen des Kriegs", *MünchenMdW* 1918 Nr. 18; Wollenberg, „Nervöse Erkrankungen bei Kriegsteilnehmern, *MünchenMdW* 1914 Nr. 44.

Sofern der Krieg zum Gegenstand künstlerischer Darstellung gemacht wurde, finden wir in der Literatur, namentlich in Romanen und Sammlungen von Feldpostbriefen, zahlreiche Einzelzüge, die als Material für die psychologische Bearbeitung in Betracht kommen. Wir nennen hier als einen der wertvollsten, der zugleich interessante Einblicke in die Psyche des Feindes gewährt: Barbusse, „Das Feuer", übers. v. L. v. Meyenberg, bei Rascher, Zürich 1918. Everth spricht in seiner Schrift die Hoffnung aus, „nach dem Kriege eine ganze Reihe wertvoller Aufklärungen zu erhalten, wenn alle, die wieder zu Hause weilen, die mit psychologischer Schulung die Erinnerung an eigene Erlebnisse verbinden können". Die folgenden Ausführungen möchten einen Beitrag zur

Erfüllung dieses Wunsches darstellen. Sie entstanden aus eigener Initiative und aus Freude an dem Gegenstand; die Sammlung des Materials geschah noch während des Krieges.

Aus der Fülle der Erscheinungen wählte ich mir als Gegenstand meiner besonderen Aufmerksamkeit die Furchtemotionen des Frontsoldaten. Da sie aber unter besonderen Bedingungen entstehen, nämlich „vor dem Feinde", und deshalb besonderen Charakter tragen, verband sich damit die Beobachtung dieser Bedingungen. Die Ursache der Furchtemotionen wurden auch bisher meist im Zusammenhang mit diesen Erscheinungen untersucht z. B. von Stanley Hall, „Ausgewählte Beiträge zur Kinderpsychologie und Pädagogik", übers. v. I. Stimpfel, Altenburg 1902; L. Hirschlaff, „Über die Furcht der Kinder", *ZPdPs* 4 1902; W. Stern, „Psychologie der frühen Kindheit", Leipzig 1914; K. Groos, „Das Seelenleben des Kindes" Reuther und Reichard, Berlin 1913. Dagegen ist die Frage nach den Faktoren, die nun der Furcht entgegenarbeiten und so ihre Abschwächung oder Überwindung herbeiführen können, bisher wohl weniger bearbeitet worden; ihr ist im folgenden besondere Beachtung gewidmet. Diese verdient sie außerdem vom militärpsychologischen Interesse aus in besonderem Maße: die Augenblicke, in denen der Soldat der Möglichkeit der Furchtemotionen ausgesetzt ist, sind die entscheidenden; in ihnen zeigt nicht nur der Mann als solcher, d. h. nach seinen natürlichen Anlagen und Fähigkeiten seinen Wert oder Unwert, sondern hier besteht auch die militärische Erziehung, durch die er hindurchgegangen ist, ihre Feuerprobe. Dieses Moment, das die militärische Ausbildung eigentlich einzig und in allen ihren Stufen und Arten unaufhörlich im Auge hat, bringt ihr die Bewährung ihrer Grundsätze und Mittel, ebenso wie sie aus seiner Beobachtung und Untersuchung wertvolle Bereicherung wird ziehen können. Nachstehend ist daher die Rede von dem Erleben der Furcht mit besonderer Beachtung derjenigen Faktoren, die zu ihrer Entstehung führen und derjenigen, die zu ihrer Abschwächung und Überwindung beitragen.

Es handelt sich dabei für uns fast ausschließlich um den Infanteristen. Es ist nicht unwichtig, dies zu betonen, weil jede Waffe ihre eigentümliche psychische Struktur hat (vgl. S. 22).

Methodisch kommen zur Sammlung des Materials drei Wege in Betracht: 1. die eigenen Erfahrungen des Bearbeiters

an sich selbst. Dies setzt voraus, dafs er den Krieg aus eigenem Erleben kennen gelernt hat und zwar unter den Bedingungen, die ihm Gelegenheit boten, in sich selbst Furchtzustände zu erleben, d. h. er mufs als Glied der kämpfenden Truppe vor dem Feind gestanden haben. Je mehr Arten der Kriegführung, der Kriegsschauplätze, der Waffen, der Gegner er dabei kennen lernte, desto besser. 2. Die Beobachtung fremden Verhaltens während der Gefahr. Das enge Zusammensein mit den Kameraden in allen Lagen des Kampfes gibt reichliche Gelegenheit dazu. Aus ihrer ganzen Art, sich in den psychologisch wertvollen Augenblicken zu verhalten, auf bestimmte Eindrücke zu reagieren, aus ihren Ausdruckshaltungen und Bewegungen lassen sich ziemlich genaue Bilder der psychischen Vorgänge feststellen. 3. Die Verwertung fremder Aussagen, seien es zufällige oder absichtlich herbeigeführte Erzählungen und Berichte über Kriegserlebnisse im allgemeinen, seien es Antworten auf genauer bestimmte und umgrenzte Fragen, etwa in Form einer Enquête. — Im folgenden ist von allen drei Möglichkeiten Gebrauch gemacht. Als schon im Frieden gedienter Mann machte ich den Krieg von den ersten Tagen an mit, zunächst als Bewegungskrieg bis zum Übergang in den Stellungskrieg in Frankreich, dann den Stellungskrieg als solchen in allen seinen Entwicklungsstufen bis zum Beginn der Flandernschlacht 1917, dann den neuentbundenen Bewegungskrieg im Frühjahr 1918. Mein Frontaufenthalt wurde nur unterbrochen durch dreimalige Verwundung mit anschliefsendem Aufenthalt in Lazaretten und in der Heimatgarnison, und durch ein zweimonatliches Kommando beim Rekrutendepot, wo ich einen Einblick in das Leben der Etappe erhielt, die ja auch eine Welt für sich darstellte. Als Kriegsschauplatz lernte ich die Vogesen, die Argonnen, das Gebiet der Sommeschlachten und in Flandern hauptsächlich den Ypernbogen kennen, als Gegner Franzosen und Engländer mit Hilfsvölkern. So hatte ich Gelegenheit zu ziemlich umfangreicher Selbstbeobachtung.

Daneben bot die stete Berührung mit Kameraden und Untergebenen reichliche Möglichkeiten, Beobachtungen an anderen zu machen. Auch ihre Ergebnisse sind im folgenden verwertet. Aber was dabei auf der einen Seite als Vorzug gelten kann, das unmittelbar Beteiligtsein, ergibt auf der anderen Seite eine grofse Schwierigkeit: die Beeinträchtigung bzw. vielfache Unmöglichkeit zu objektiver Beobachtung und Beurteilung durch die starke

persönliche Teilnahme und Inanspruchnahme allein z. B. durch die militärische Aufgabe, die der Augenblick stellte. Es liegt bei unserem Gegenstand in der Natur der Sache, dafs die direkte Beobachtung und vor allem das unmittelbare Festhalten derselben nur in verhältnismäfsig wenigen Fällen möglich ist. Zudem ist das persönliche Erleben doch auf einen verhältnismäfsig kleinen Kreis beschränkt. Deshalb sind in starkem Mafse auch fremde Aussagen beigezogen worden.

Nun ist es eine bekannte Tatsache, dafs der Soldat im allgemeinen nicht gern von seinen Erlebnissen und Taten im Felde erzählt, ebenso dafs die Württemberger insbesondere[1], um die es sich hier handelt, nicht nur ungern aus sich herausgehen, sondern auch viel schwerfälliger und ungeschickter im Ausdruck sind als ihre gewandteren Kameraden aus anderen Teilen Deutschlands. Das gilt nach unserer Erfahrung, die uns auch von anderer Seite vielfach bestätigt wurde, für die mündliche Äufserung auf eine Frage noch viel mehr als für die schriftliche Aufzeichnung, die aus diesem Grunde vorgezogen wurde. Um diese zu erhalten, bieten sich zwei Wege: 1. die direkte bestimmt gerichtete Frage, die von einer gewissen Anzahl von Leuten schriftlich beantwortet wird, die sog. Enquête. 2. Die schriftliche Bearbeitung eines Themas, das mit dem betreffenden Problem in Beziehung steht. Wenn wir hier den zweiten Weg gewählt haben, so soll damit nichts gegen die andere Methode gesagt sein. Bei unserem Verfahren kam es darauf an, eine Möglichkeit auszunützen, die bei der Umfrage nicht leicht verwirklicht werden kann. Welchen Vorzug für die besonderen Verhältnisse unseres Vorhabens das sog. unwissentliche Verfahren darstellt, ist einleuchtend. Es galt daher eine Anzahl von Leuten zu Äufserungen über ihre Erlebnisse aus dem Feld zu veranlassen unter möglichster Wahrung der Unbefangenheit. Dies liefs sich am ehesten erreichen, wenn die Darstellung in einem Zusammenhang verlangt wurde, in dem

[1] Es scheint nicht überflüssig zu sein, auf die engere Stammeszugehörigkeit hinzuweisen. Sie wird auch im Felde vom Mann ausdrücklich betont, sobald er mit Angehörigen anderer Bundesstaaten zusammenkommt, und das entspricht nur der bekannten Tatsache deutlicher Unterschiede der psychischen Veranlagung der einzelnen Stämme. Die Bearbeitung unserer Frage für Bayern, Rheinländer, Friesen usw. würde vielleicht charakteristische Verschiedenheiten als Ergebnis aufweisen, das für die Volkskunde nicht ohne Interesse wäre.

sie sich an ähnliche zwanglos anreihte, oder wenn sie unter einem ganz anderen, dem Mann bekannten Gesichtspunkt gefordert wurde, so dafs der eigentliche Zweck einer psychologischen Bearbeitung der Aussagen unbekannt blieb. Zwei solche Gelegenheiten boten sich mir dar: bei einem Offiziersaspirantenkurs, bei dem ich als Instruktionsoffizier tätig war, wurden von den Schülern öfters kleine Aufsätze über allerlei militärische Gegenstände verlangt, um nicht nur ihre Kenntnisse, sondern auch ihre Fähigkeit in Ausdruck und Darstellung zu prüfen. Hier liefs sich ein kleiner Aufsatz über unseren Gegenstand zwanglos und unauffällig einschieben. Die Ausführung brauchte nicht gröfser zu sein als der Inhalt einer Meldekarte, auf die sie auch vielfach geschrieben wurde. Die Schüler setzten blofs den Namen darunter wie gewöhnlich. Sie waren alle im Felde gewesen und hatten die Berechtigung zum Einjährig-Freiwilligendienst. Eine kleinere Anzahl davon besafs das Reifezeugnis, das durchschnittliche Alter war etwa 27 Jahre.

Die andere Gelegenheit zur Sammlung des Materials bot sich in einer Verwundetenschule. Dorthin kamen die Verwundeten, um sich im deutschen Aufsatz und Rechtschreiben weiter auszubilden. Der Lehrer hatte die Gewohnheit, die neu bei ihm eintretenden Schüler einen kleinen Aufsatz über einen ganz beliebigen Gegenstand anfertigen zu lassen, um von dem Stand ihrer Kenntnisse ein Bild zu gewinnen. Er ging bereitwillig auf meine Bitte ein und stellte von Zeit zu Zeit als Thema die Frage, wie sie auch bei den Offiziersaspiranten gestellt worden war: ‚Beobachtung aus dem Feld, an was der Soldat im Augenblick der höchsten Gefahr denkt, um die Furcht vor dem Tod zu überwinden.“ In der Verwundetenschule waren die Schüler fast durchweg aus der Volksschule, im Alter zwischen 20 und 30 Jahren.

Von den 200 Aufsätzchen, die auf diese Weise zusammenkamen, haben etwa die Hälfte ganz konkrete einzelne Eindrücke und Erlebnisse berichtet, meist in Ich-Form. Wir geben ein Beispiel: „Bei einem heftigen Trommelfeuer, wie ich es anfangs August d. J. bei Beccelare erlebte, ist man selbst im Unterstand nicht vor dem Verderben gesichert und ich habe mich immer von vornherein aufs schlimmste gefafst gemacht. Meine Angstgefühle oder besser gesagt innere Beklemmungen verscheuchte ich durch Anbahnung angeregter Unterhaltungen mit Kameraden, und die Anwesenheit eines besonders liebgewordenen Kameraden bedeutete für mich

schon eine grofse Erleichterung. Wirkliche Furcht vor dem Tode habe ich niemals empfunden, weil ich mir stets vor Augen hielt, dafs nicht jede Kugel trifft und tausende anderer Kameraden, die den Krieg von Anfang an mitmachten und dem Tod weit öfter ins Auge schauen mufsten als ich, unversehrt an Körper und Geist davongekommen sind.“ Hier haben wir es mit reproduzierter Selbstbeobachtung zu tun. Die absichtlich gewählte allgemeine Fassung des Themas liefs aber auch die Möglichkeit offen, das, was der Schreiber an seiner Umgebung wahrnahm, wiederzugeben, z. B.: „Im Trommelfeuer, wie es diesen Sommer bei Arras war. Ich bin Ordonnanz beim Bataillon und habe einen Befehl nach vorn zu bringen. Nach grofser physischer und seelischer Anstrengung komme ich nach vorn. Auf der vordersten Linie liegt furchtbares Feuer. Ich komme in den Stollen des Kompagnieführers, gebe die Meldung ab und warte auf Antwort. Der Stollen ist sehr gefährdet, insofern, als jeder Volltreffer der schweren Kaliber den Stollen verschütten kann. Wie zufällig fällt mein Blick auf einen ungefähr 25jährigen Soldaten; derselbe schreibt an seine Angehörigen zu Hause; daneben liegt eine Photographie, augenscheinlich seine Braut, er betrachtet sie immer wieder und scheint die Gefahr ganz vergessen zu haben. Er hat sich auf diese Weise auf das beste abgelenkt. Dort drüben sitzt ein älterer schon etwas angegrauter Mann, er hat ein Buch auf den Knieen, das Neue Testament, und liest eifrig darin. Ein anderer reifst Witze, dafs man laut lachen könnte, wenn man in anderer Lage wäre. Wieder ein anderer weint, dem geht es ziemlich nahe. Dort drüben unterhalten sich zwei, sie freuen sich schon, dafs sie nach der „Sauerei“ eine Auszeichnung bekommen könnten. Inzwischen hat das Feuer nachgelassen und ich mache mich mit meiner Antwort auf den Weg zum Bataillon.“

Solche Wiedergaben von Beobachtungen an anderen stellen eine willkommene Vermehrung meiner eigenen Wahrnehmungen an anderen dar, die wie oben betont, doch nur einen kleinen Kreis umfassen konnten. Sie sind um so wertvoller, je höher die Auffassungs- und Darstellungsgabe des betreffenden Schreibers entwickelt ist. Manche Aufsätzchen enthalten so gute Schilderungen, dafs sie auf eine besondere Fähigkeit oder Schulung in der Beobachtung anderer schliefsen lassen, wie folgende Schilderung: „Ganz anderer Art sind die Eindrücke in einem längere Zeit dauernden Artilleriefeuer, dem man ohne irgendeine Deckung

wehrlos preisgegeben ist. Schon rein äufserlich verändert sich der Mensch. Die Augen, der Spiegel der Seele, treten aus den Höhlen, der Blick wird starr und glasig, die Gesichtshaut verliert das letzte Rot, die Haut wird gelb, die Backenknochen treten hervor. Die Lippen sind fest geschlossen und klebriger Speichel heftet die Zunge an den Gaumen. Ein nichtssagender herber Zug umspielt die Mundwinkel. Das Herz arbeitet in kurzen krampfhaften Schlägen, die Atmung wird langsamer, dabei wird die Luft hörbar durch den Mund ein- und ausgesogen. Von Zeit zu Zeit durchzieht ein kalter Schauer den Körper und klappernd schlagen die Zähne aufeinander. Je nach dem Nervenzustand ist die Stimmung des einzelnen mehr oder minder gereizt. Jedes Sprechen wird als Qual empfunden."

Neben dieser einen Reihe von Darstellungen, Ich-Berichten und konkreten Schilderungen einzelner Situationen und Erlebnisse, die die Beobachtung der Verfasser an ihren Kameraden wiedergeben, liegt eine Anzahl solcher Berichte vor, die sich auf Wiedergabe von allgemeineren Beobachtungen und Urteilen beschränken, z. B.: „Im Augenblick der Gefahr war man sich meistens der wirklichen Gröfse der Gefahr nicht bewufst. Das gesteckte Ziel mufste erreicht oder gehalten werden, dabei mufste man suchen nicht allein zu sein, um das Gefühl des Alleinseins nicht zu bekommen. Untätig im feindlichen Artilleriefeuer zu liegen war einem am gräfslichsten. Durch eine Unterhaltung mit Kameraden entzog man sich seinen Gedanken, um insbesondere keine trübe Stimmung aufkommen zu lassen. Gut ist es mit einem Kameraden und Freund zusammen zu sein, auf den man sich verlassen kann, und dem man auch von der Heimat erzählen konnte." Gelegentliche Urteile über die Häufigkeit der einzelnen Erscheinungen lauten entsprechend den einzelnen Erfahrungen ziemlich verschieden. Die konkreteren und die allgemeinen Berichte mögen einander ergänzen.

Das Entstehen des Furchterlebnisses.

Es liegt in der Natur des Krieges, dafs das daran beteiligte Ich einer grofsen Mannigfaltigkeit von Eindrücken ausgesetzt wird, die zum Auftreten von Furchtemotionen führen können. Zumal der moderne Krieg hat mit der fortschreitenden Vervollkommnung und Vervielfältigung der technischen Hilfsmittel eine Steigerung seiner Furchtbarkeit erfahren, die jede frühere Vor-

stellung seiner Schrecken weit hinter sich liefs. Bei dem ungeheueren Umfang der Bedrohung und der aufserordentlichen Gewalt der Eindrücke, denen der kämpfende Soldat ausgesetzt ist, spricht vieles für die Annahme, die auch in unseren Berichten mehrfach zutage tritt, dafs jeder, der draufsen stand, mindestens einmal der Furcht erlag, auch wer es nicht wahr haben will. Andererseits lesen wir freilich immer wieder von Leuten, die nach eigener Aussage oder fremder Beobachtung keine Furcht kennen. Ohne Zweifel sind hier die Unterschiede vorhanden, bei denen die Veranlagung eine grofse Rolle spielt. „Manche haben eine Art Freude daran, dem Tod und der Gefahr ins Auge zu sehen." „Es gibt auch solche, die sich nicht nur nicht fürchten, sondern die Gefahr gelegentlich aufsuchen." Was im besonderen die Furcht vor dem Tode betrifft, so liegen zehn Ich-Berichte vor, in denen das Fehlen jeder Todesfurcht ausgesagt wird. Doch läfst sich wohl mit Recht annehmen, dafs die Furchtlosigkeit zu den Ausnahmen gehört[1].

Sehen wir demnach die Furcht als eine allgemein verbreitete Erscheinung des Krieges an, so wenden wir bei uns bei ihrer Untersuchung zuerst den Ursachen und Bedingungen zu, die das Entstehen der Furchtemotionen herbeiführen.

Die einfachste Art der Beeinflussung des erlebenden Ich erfolgt durch die Sinneswahrnehmungen. Soweit es sich um die Empfindungen als solche handelt, kann bald ihre Qualität, bald ihre Intensität, gelegentlich auch die Art ihres zeitlichen Auftretens ausschlaggebend sein. Mit ihnen verknüpfen sich reproduktive Daten, Vorstellungen, Urteile. Diese können aber auch von sich aus, ohne jede unmittelbare Einwirkung sinnlicher Wahrnehmungen zur Ursache von Furchtemotionen werden. Zwischen beiden Arten des Erlebens besteht ein grundsätzlicher Unterschied. Ein Mann steht etwa im Graben auf Posten; die feindliche Artillerie beschiefst den Abschnitt. Er ist allen Eindrücken einer solchen Beschiefsung ausgesetzt: dem Krachen der Detonationen, dem Anblick der aufspringenden Rauch- und Erdsäulen, dem Schwanken des erschütterten Bodens, auf dem er steht. Er weifs: wenn der Betonstand, der ihn gegen Splitter

[1] Auch beim Kinde verhält es sich so. Die Ansicht älterer Pädagogen, dafs die Angst den Kindern erst von den Erwachsenen anerzogen werde, ist sicher nicht richtig. Das normale Kind kommt ganz von selbst dazu, sich bei allen möglichen Anlässen zu fürchten.

schützt, einen Volltreffer erhält, so ist er verloren. Unterdessen bespricht in einer rückwärts gelegenen Stellung im tiefen Stollen, wo man kaum darauf achtet, dafs die vorderste Linie wieder einmal unter Feuer liegt, der Kompagnieführer mit zwei Unteroffizieren eine Erkundung, die in der kommenden Nacht ausgeführt werden soll. Alle Umstände und Möglichkeiten werden genau durchgesprochen: die Stärke des feindlichen Hindernisses, die Aufstellung und die Feuergewohnheiten der Maschinengewehre usw. Hier ist das Erleben nur vorgestellt, nicht Wirklichkeit, sondern Phantasie, allerdings nach Analogie früherer Eindrücke oder unter Umständen von Schilderungen anderer. — Häufig liegt in den Anlässen der Furchtemotionen eine objektive Bedrohung und Gefährdung des erlebenden Ich. Schon das Erleben „vor dem Feind" gibt allen Eindrücken eine spezifische Färbung. Das Moment der Gefahr, d. h. einer direkt gegen die Vitalität des erlebenden Subjekts gerichteten Tätigkeit oder Bewegung kann aber auch fehlen, z. B. beim Anblick von Feindesleichen, die Furcht erregen können, ohne gefährlich zu sein.

Bei den meisten Erlebnissen sind nun Sinnesdaten und reproduktive Daten zugleich am Zustandekommen der Emotionen beteiligt, und eine genaue Unterscheidung darüber, wie grofs der Anteil der Sinneswahrnehmungen ist, und welche Rolle die Vorstellungen usw. spielen, wird sich für den einzelnen Fall kaum durchführen lassen. Indes steht wohl die ursprünglichste, einfachste Art des Auftretens der Furchtemotionen im Zusammenhang mit Sinneswahrnehmungen: daher reden wir zunächst von den sinnlich wahrnehmbaren Anlässen der Furcht.

Beinahe sämtliche Sinne vermitteln Eindrücke, die Furcht erregen. Unter den visuellen Daten übt der Eindruck der Dunkelheit, der ja psychologisch betrachtet auch auf positiven Empfindungen beruht, seinem Umfang nach die stärkste Wirkung aus. Wenn wir im Stollen safsen, beim Flackern eines schwachen Lämpchens, und ein Geschofseinschlag löschte es aus, so war es der allgemeine Wunsch, es wieder anzuzünden. Dabei spielt zwar ein anderes Bedürfnis mit herein (vgl. u. S. 36), aber der Hauptgrund ist wohl der, die Dunkelheit zu vertreiben. Hiermit hängt auch die namentlich bei jüngeren Soldaten stark verbreitete Neigung zusammen, nachts möglichst viele Leuchtkugeln abzuschiefsen. Denn dabei ist nicht blofs die Absicht mafsgebend, das Gelände zum Zweck der besseren Beobachtung z. B. nach

feindlichen Erkundern zu erhellen, sondern es geschah gewissermafsen rein instinktiv, um dem bedrückenden Gefühl der Finsternis zu entgehen. Vielleicht spielt auch ein biologischer Grund mit herein: das Auge ist nicht daran gewöhnt, in so ausgedehntem Mafse ins Dunkle zu sehen, wie es in langen Winternächten oft der Fall war, wo man manchmal im wahrsten Sinne des Wortes kaum die Hand vor den Augen sah. Eine abgeschossene Leuchtkugel gab Gelegenheit, wenigstens für kurze Zeit wieder Einzelheiten zu erkennen, deren Beziehung zum Feind für den beabsichtigten Zweck gleichgültig war. Es wurde als Wohltat empfunden, dem Auge in dem ermüdenden Starren in die gestaltlose Dunkelheit wieder einzelne Eindrücke zu ermöglichen. Über das eigentlich furchterregende Moment der Dunkelheit vgl. u. S. 19.

Aber auch plötzliche Lichterscheinungen wirken furchterregend. Als wir einmal einen Ersatz aus ziemlich alten Leuten bekamen, warfen diese sich in einer ganz ruhigen Nacht bei der ersten Leuchtkugel auf die Sohle des Grabens, der ohnehin durch seine Tiefe jeden möglichen Schutz bot, und zeigten alle Erscheinungen lebhafter Angst. Unter den Lichterscheinungen der detonierenden Artilleriegeschosse bei einer nächtlichen Beschiefsung, die, wenn die Gefahr nicht ganz unmittelbar wurde, manchmal als eine Art Schauspiel betrachtet wurde, machten die feindlichen Brandgranaten, die einen grofsen Feuerschein gaben und im übrigen nicht so sehr gefürchtet waren, einen starken Eindruck.

Die akustischen Daten sind wohl die häufigsten. Dabei kommt es nicht nur auf die Intensität des Geräusches und auf die zeitlichen Bedingungen seines Auftretens an; auch die besondere Qualität der akustischen Phänomene kann furchterregend wirken. Schon der Knall beim Abschiefsen eines Infanteriegewehrs erschreckt den dabeistehenden; noch viel mehr natürlich der Abschufs eines Geschützes der Artillerie, und innerhalb dieser Waffe ergibt die ganze Skala der Kaliber eine fortdauernde Steigerung der Eindrücke. Ebenso verhält es sich bei der Detonation der Geschosse. Hierbei wirkt schon die Plötzlichkeit des einzelnen Knalles sehr stark. Bei einer reihenweisen Folge von Schüssen ruft die Schnelligkeit der Aufeinanderfolge sehr lebhafte Regungen hervor. Je rascher die Schüsse einander folgen, desto drohender ist der Eindruck, und zwar weniger durch verstandesmäfsige Überlegung als durch denjenigen psychischen Vorgang, den wir als „Einfühlung" bezeichnen: in der objektiven Wahr-

nehmung glaubt der Wahrnehmende unmittelbar eine Emotion zu empfinden, die er nur in den verursachenden Gegenstand oder Vorgang hineinlegt. Die französischen Maschinengewehre z. B., die im Jahre 1915 bei uns gelegentlich sehr langsam schossen, waren damals wegen ihrer „gemütlichen" Feuergeschwindigkeit für uns manchmal eher ein Gegenstand der Belustigung als der Furcht. Dagegen erweckten die deutschen oder englischen Maschinengewehre den Eindruck, als ob sie mit besonderer Heftigkeit und Wut „kläfften". Auch die Qualität der akustischen Empfindungen in ihren vielfachen Variationen ruft charakteristische Erregungen hervor; erinnern wir nur an den pfeifenden ss-ähnlichen Laut des die Luft durcheilenden Infanteriegeschosses und das „Peng" seines Auftreffens auf einen Gegenstand! Wie verschieden davon das „Rrrums" des Einschlags einer ganz schweren Granate! Einen eigenartigen Eindruck löste die Gewohnheit der Engländer aus, nachts von ihrer uns überhöhenden Stellung aus mit Maschinengewehren in höchster Feuergeschwindigkeit ein Grabenstück „abzukämmen". Dies gab einen Laut wie das Pfeifen einer durch die Luft geschwungenen Rute oder Peitsche und erregte eine sehr kräftige Emotion. Ähnlich nur stärker der Eindruck, den ein in niedriger Höhe über uns hinwegfliegendes Artilleriegeschofs hervorruft. Oft wird dessen Detonation wegen der Entfernung oder des Gefechtslärms gar nicht gehört. Dieses Geräusch des Sausens, Pfeifens, Zischens macht rein akustisch einen sehr lebhaften Eindruck.

Dazu kommen die Gefühle, die durch den sog. „Luftdruck" hervorgerufen werden und dem Gebiete der Druck- und Berührungsempfindungen angehören. Es entsteht durch das Geschofs eine sehr starke Luftströmung in der Richtung der Flugbahn, die unter Umständen den in ihrer Nähe Befindlichen umwerfen kann. Diese Erscheinung wird hauptsächlich verursacht durch die Geschosse der leichten Artillerie, die bei sehr hoher Anfangsgeschwindigkeit eine sehr flache Flugbahn besitzen. Diese plötzliche Veränderung der umgebenden Luft kann starke Erregungen auslösen. Gaupp hat in seiner Abhandlung über die „Granatkontusion" den Vorgang und die Wirkung der Detonation ziemlich eingehend beschrieben und unterscheidet dabei vier Momente: 1. den Luftdruck, 2. giftige Gase, 3. die mechanische Erschütterung des ganzen Körpers, namentlich des Gehirns und des sympathischen Systems durch die Explosionsgewalt, 4. die

seelische Erschütterung durch den Schrecken. Die Beeinflussung des statischen Sinnes spricht auch nach unserer Erfahrung stark mit. Schwankungen des Bodens können die Folge sein von Einschlägen oder Detonationen der schweren Geschosse. Die Erschütterung pflanzt sich durch die umgebende Erde fort. Manchmal sind sie auch die Folgen von Sprengungen, die in dem Umfang, wie sie z. B. die Engländer zum Beginn der Wytschaeteschlacht anwandten, bis weit ins Hintergelände spürbar waren und auch da, wo die akustischen Begleiterscheinungen nicht oder nur schwach bemerkbar waren, eben durch die Einwirkung auf das Gleichgewichtsgefühl einen sehr starken Affekt hervorriefen. Die ungeheure Sprengung schüttelte 20 km von ihrem Herd entfernt meine Baracke, in der ich schlief, derart, dafs ich erwachte. Meine Empfindungen waren ungefähr dieselben, wie bei dem Erdbeben, das im Jahre 1911 in meiner Heimat spürbar war, bei dem der erste grofse Schrecken durch die Schwankungen der Erde hervorgerufen wurde.

Das stete Leben im Schützengraben und im Stollen weckt Haltungs- und Bewegungsempfindungen besonderer Art, die zwar nicht in demselben Sinn wie etwa der Kanonendonner furchterregend sind, aber doch das Zustandekommen der Emotion begünstigen. Wir lagen vor Ypern in einer Sandsackstellung, die vielfach nicht hoch genug war, um einen aufrecht gehenden Mann der feindlichen Sicht und Einwirkung zu entziehen. In gebückter Haltung konnten solche Stellen mit völliger Sicherheit durchschritten werden. Wenn man aber mehrmals am Tage mehrere hundert Meter in ganz gebückter Haltung durchgehen mufste, so gab das neben der Vorstellung, dafs drüben der Feind stand, eine Empfindung, die, wenn nicht einen direkten Furchtzustand, so doch eine sehr starke Disposition dafür erweckte. Die Eigenart des Zustandes hebt der folgende Bericht hervor: „Die erste Zeit im Felde in vorderster Linie ist wohl die unvergefslichste. Man ist nämlich der Meinung, immer gebückt zu gehen, um vom Feinde nicht gesehen zu werden, und sieht doch selbst niemand.“ Nehmen wir hinzu, dafs die ‚schufssichere‘ Unterkunft bei jener Stellung in Stollengängen bestand, die nur so hoch waren, dafs man sie in ganz gebückter Haltung oder auf allen Vieren betreten konnte; sich der Länge nach auszustrecken war nur in liegendem Zustand oder bei Nacht möglich, und es gab Stellungen, wo es als eine Erlösung betrachtet wurde, wenn man nachts aus

dem Stollen heraussteigen und sich einmal in voller Gröfse recken und strecken konnte. Alsbald war auch die Kampffreudigkeit und der Mut wieder hergestellt. Auch Le Bon spricht von der „Hölle" des Lebens im Stollen, nicht nur weil das Tageslicht von dort verbannt ist, sondern weil er „un souterrain obscur" sei, „où l'on ne progresse qu'en rampant" (S. 241). Sehr naturgetreu beschreibt Barbusse einen Stollen:

„Im Boden öffnen sich zwei sehr niedrige, sehr enge Eingänge; durch diese gleitet man in eine schiefe Galerie; sie ist eng wie eine Kloake. Will man hineinsteigen, so mufs man sich zuerst kehren und rücklings mit gebücktem Oberkörper in diese enge Leitung schlüpfen; dabei fühlt der Fufs Tritte unter sich, alle drei Schritte eine hohe Stufe. Steckt man schliefslich drin, so ist man wie gefangen und hat das Gefühl, dafs es aus dieser Enge weder nach unten noch nach oben mehr einen Ausgang gibt. Je tiefer man dann in den Schlund untertaucht, um so erstickender wird der Traum, der den Eintretenden schrittweise befallen hatte, als er in diese Eingeweide drang und endlich hier unterging. Nach allen Seiten hin schlägt man an, streift die Wand und es packt einen die Enge des Durchgangs. Man kommt nicht mehr vorwärts, man ist eingekeilt. Man mufs die Patronentaschen verrücken, indem man sie über den Gurt zieht. Dann nimmt man die Brotbeutel in die Arme und drückt sie an die Brust. Bei der vierten Stufe wird es noch enger; ein beklemmendes Gefühl würgt die Kehle: hebt man das Knie und will man rückwärts vor, so stöfst man mit dem Rücken an die Decke. An dieser Stelle mufs man auf allen Vieren kriechen, immer rücklings. Je tiefer man aber rutscht, um so erdrückender lastet auf einem die verpestete Luft, schwer wie die Erde. Die Hand fühlt die kalte klebrige und traghafte Berührung mit der Lehmwand. Erreicht man schliefslich nach langer Anstrengung die letzten Stufen, so faucht einem das verhexte Geräusch aus dem Loch warm entgegen wie aus einer Küche. Ist man endlich unten angelangt in diesem Treppendarm, der einem bei jedem Schritt Püffe versetzt und den Leib würgt, so ist der böse Traum noch nicht zu Ende. Man steht in einem sehr langen, aber engen und finstern Keller, der nichts anderes ist als ein Gang von 1,5 m Höhe. Richtet man sich auf und streckt die Knie, so stöfst man mit dem Kopf heftig an die Balken, die die Decke des Stollens darstellen." (S. 326).

Manche Leute zogen den Aufenthalt an einem minder sicheren, aber freiere Bewegung gestattenden Raum vor: „Vor Ypern war mir's in den primitiven Unterständen nicht wohl; ich bin lieber im Graben gestanden, wenn Artilleriefeuer war." Dieselbe Empfindung liegt einer der von St. Hall aufgestellten Gruppen von Furchtanlässen zugrunde, der Furcht vor dem Einsperren und engen Räumen. Lotze sagt in seiner medizinischen Psychologie (1852 S. 517):

„Wir haben andere Gedanken und Bestrebungen, wenn wir liegen,

andere wenn wir stehen. Eine erzwungene zusammengedrängte Körperstellung dämpft unseren Mut."

Dieser die James-Langesche Theorie vorausnehmende Satz Lotzes wird durch die Erfahrungen im Schützengraben in eindrucksvoller Weise bestätigt.

Schmerzempfindungen treten wohl meist im Zusammenhang mit Verwundungen auf, wenn auch nicht alle Verwundungen mit solchen verbunden sein müssen. In der Hitze des Gefechts, das z. B. an die Aufmerksamkeit aufserordentliche Anforderungen stellen kann, geschehen manche Verwundungen, die zunächst gar keine Schmerzgefühle mit sich bringen und vielleicht nur durch Zufall erst nach dem Gefecht bemerkt werden. Es ist uns ein Fall bekannt, wo ein Zugführer einen Infanterieschufs durch das Bein erhielt, den er erst nach der Ablösung aus vorderster Linie und zunächst nur an der blutigen Gamasche bemerkte. Im allgemeinen lösen Schmerzempfindungen deutliche Furchtemotionen aus. Ich stiefs einmal nachts, als ich zu einem Horchposten vorging, mit ziemlicher Heftigkeit gegen einen Stacheldraht, von dem mir eine Spitze in die Wange drang; ich fuhr sehr erschrocken zurück. Meine erste Verwundung war eine schwere Schädelverletzung, die mich sofort bewufstlos machte und noch lange Zeit stark schmerzte. Als ich im Lazarett zum Bewufstsein kam, war mir sehr bange und ich fror. Als ich meine zweite Verwundung erhielt, einen Schufs durch den Unterarm, fiel ich zu Boden, wohl weniger durch die Gewalt des Geschosses als des Schrecks. Meine dritte Verwundung, ein Oberschenkelschufs, verursachte mir nur einen kurzen starken Schock.

Der Anblick von fliefsendem Blut an sich selbst und an anderen, von schweren Verletzungen oder von Leichen löst vielfach starke Furchtemotionen aus, namentlich bei den ersten Malen. Wir kehren damit noch einmal zu den Gesichtswahrnehmungen zurück. Nur handelt es sich hier nicht mehr um die blofse Intensität oder Qualität der Empfindungen, sondern um die Apperzeption besonderer Gegenstände durch den Gesichtssinn. Ich erinnere mich an den Abend nach unserem ersten gröfseren, sehr blutigen Gefecht. Ich hatte Wache und stand gegenüber einer Kirche, die rasch zum Verbands- und Operationsraum eingerichtet worden war. Da kam ein Sanitäter heraus und das flackernde Licht liefs erkennen, was er forttrug, ein abgenommenes Bein; ich schauderte zusammen. Acht Tage später galt es, gefallene

Kameraden zu beerdigen, die erst zwei Tage gelegen hatten. Von den Leuten meines Zuges, die im besten Alter standen und mich an Kraft und Widerstandsfähigkeit weit übertrafen, brachte es kaum einer fertig, während ich diesmal mein Grauen eher überwinden konnte. Ich erinnere mich auch des regelmäfsigen Grundsatzes, Stellen im Graben, die von Verwundungen herrührende Blutspuren zeigten, sobald als möglich mit Erde zuzudecken. Barbusse schildert den Anblick von Toten so:

„Wir treten leise an sie heran. Sie liegen dicht aneinander; ein jeder zeigt noch mit den Beinen oder Armen die eigentümliche Gebärde seines erstarrten Todeskampfes. Manche haben halbverweste Gesichter, brandige Haut mit schwarzen Punkten; mehrere haben ein vollständig verkohltes, teeriges Gesicht, geschwollene und ungeheure Lippen, aufgequollene Negergesichter. Zwischen zwei Leichen hervor starrt, diesem oder jenem gehörend, ein durchhackter Handknöchel, an dem ein Faserknäuel hängt. Andere wiederum sind nur noch unförmige beschmutzte Larven, aus denen unerkennbares Rüstzeug oder Knochenfetzen ragen. Etwas weiter weg liegt ein so schrecklich zugerichteter Leichnam, dafs man ihn an zwei Pfählen in ein Drahtnetz legen mufste, um ihn unterwegs beim Tragen nicht zu verlieren. So haben sie ihn wie einen Ballen in die metallene Hängematte gelegt und hergetragen. — Eine ekle Luft kriecht mit dem Wind um die Toten und die Schutthaufen: Zelttücher oder Kleiderfetzen verdreckten Stoffes, durch das trockene Blut steif geworden oder durch Geschofsbrand verkohlt, hart, erdig und schon verfault. Darauf krabbelt und wühlt eine lebende Schicht. Man hält den Geruch kaum aus" (S. 172).

Bei solchen Anblicken konnte einem manchmal tatsächlich das Blut gefrieren, die Stimme und jede Willensregung ersterben, und doch hat auf keinem Gebiet der Empfindungen die Gewöhnung und Abstumpfung so weit geführt wie hier (vgl. S. 34).

Von den bisher aufgezählten Empfindungen tritt nun selten eine vereinzelt auf, vielmehr verbinden sie sich in mannigfaltigen Kombinationen und Häufungen. Zur Veranschaulichung dieses Ineinandergreifens fügen wir noch eine Schilderung Le Bons hinzu, die er einem Feldpostbrief eines Offiziers entnimmt:

„Le 24 au soir, on nous jeta dans les tranchées. Pendant treize nuits et douze jours nous restâmes enfouis dans les fosses, parmi la boue, mouillés de brouillard nocturne et transis d'immobitité, sous une tombée furieuse de balles, de shrapnells, de bombes et d'obus qui n'arrêta pas, ni jour ni nuit, un quart d'heure. Il fallait râler dans les fumées des éclatements, devenir sourd de leur tintamarre, être enfouis sous leur débris, écouter sans bouger les cris des blessés, recevoir la cervelle d'un camarade dans la figure, voir passer devant soi le bras d'un autre, ramasser celui-ci aux pieds écrasés, emporter celui-là la poitrine ouverte. Il fallait voir, entendre,

frémir et ne pas broncher. Nous étions dans nos tombes, en avance sur le sort qui nous y coucherait, en proie au cauchémar des supplices infernaux (S. 237)."

Wir haben bisher von dem Anteil der Sinnesempfindungen gesprochen. Blicken wir noch einmal zurück, so finden wir, dafs hierbei in vielen Fällen die Erregung der Furcht etwas Unmittelbares, Unreflektiertes, Instinktmäfsiges an sich hat. Der Gedanke an die Gefahr kann sich damit verbinden; aber der Schreck oder das Grauen scheint auch Wurzeln zu haben, die von der Reflexion unabhängig sind. Das verweist uns auf einen Unterschied, der in den psychologischen Erörterungen dieser Emotion eine nicht unwichtige Rolle spielt. Bei einem grofsen Teil der Furchtzustände liegt die Ursache ihres Entstehens in den Erfahrungen, die das erlebende Subjekt bei gleichen oder ähnlichen Anlässen gemacht hat. Verwundungen z. B. wecken sofort die Erinnerung an alle früheren Schmerzen und Leiden, und die Furcht vor solchem läfst sich wohl als Erfahrungsfurcht kennzeichnen. Es gibt aber auch solche Erlebnisse, die ohne das Vorhandensein eigener früherer Erfahrungen zu Furchtemotionen führen; ich erinnere mich sehr gut des Augenblicks, als zu Anfang des Krieges die abendliche Ruhe der Vogesenwälder durch ein eigentümliches, unheimliches, dumpf grollendes Geräusch unterbrochen wurde, das sich über unsere Köpfe hinzog. So etwas hatten wir noch nie erlebt und wir erschraken lebhaft. Die Untersuchung dieser Art von Furchtemotionen führt zu der Annahme einer erblichen Beziehung zwischen den Anlässen und dem Entstehen der Furcht. Die Kinderpsychologie ist bei der Untersuchung der Furcht der Kinder und ihrer Anlässe in der Tat zu dem Ergebnisse gekommen, zwischen Erfahrungsfurcht und Erbfurcht zu unterscheiden. Die Aufzeichnungen Stanley Halls und Scupins über das Auftreten von Furchtemotionen bei Kindern lassen deutlich zwei Gruppen unterscheiden. Zur ersten gehören solche Furchterlebnisse, die auf frühere Erfahrungen zurückzuführen sind, z. B. die Furcht vor Wasser und Feuer. Dem Säugling ist die leuchtende Flamme keineswegs Anlafs zur Furcht, sondern eher zur Neugier. Aber „gebrannte Kinder fürchten das Feuer". In diesem Fall haben wir es mit erworbener Furcht zu tun, ähnlich wie bei der Furcht vor Krankheit und Schmerzen, vor Tieren, Räubern und Gespenstern. Daneben stehen als zweite Gruppe diejenigen Fälle, die

zu Furchtemotionen führen, ohne dafs früher Gelegenheit zu unlustvollen Erfahrungen gegeben war, z. B. Donner und Blitz, Sturm, Dunkel, fremde Personen. Bei solchen Erlebnissen reden wir wohl mit Recht von Erbfurcht.

Wir haben oben eine ganze Reihe von Erlebnissen kennen gelernt, bei denen die einzigartigen Eindrücke des Krieges zum Entstehen von Emotionen führten, die zunächst völlig neu und ohne jeden Vorgang waren; z. B. die akustischen und visuellen Eindrücke, die durch die Artillerie verursacht werden. Sie würden durch Analogie mit Sturm, Blitz und Donner der zweiten der oben genannten Gruppen entsprechen. In diesen Fällen haben wir es offenbar auch bei Soldaten mit einer Art Erbfurcht zu tun, und die Frage legt sich nahe, ob solche Anlässe nicht gewisse verwandte Grundzüge zeigen, auf denen ihre furchterregende Wirkung beruht. Vorwiegend ein Moment scheint als gemeinsamer Charakter in solchen Anlässen enthalten zu sein: das Moment des Ungewohnten, das sich zum Eindruck des Unheimlichen steigern kann.

Ein Eindruck kann nach Qualität oder Intensität alles Gewohnte überbieten oder spezifisch neu sein. Als wir zum erstenmal von ganz schwerer Artillerie beschossen wurden, war die Steigerung gegenüber den uns bisher bekannten und allmählich geradezu vertraut gewordenen Kalibern so bedeutend, dafs sie nicht nur eine Erhöhung der bisherigen Furcht, sondern geradezu eine spezifisch neue Art der Erregung auslöste. Hier beruhte das Moment des Ungewohnten auf einer Steigerung schon bekannter Empfindungen. Häufig treten auch solche auf, die absolut neu sind. Ich erinnere mich des Augenblicks, als ich zum erstenmal auf eine schon ganz schwarz gewordene, im übrigen gar nicht entstellte Leiche stiefs. Ich erschrak für einen Augenblick lebhaft. Das Ungewohnte übte eine doppelte Wirkung aus. Zunächst erregt es Spannung, ja Neugier und das Bestreben, das verursachende Objekt näher kennen zu lernen. „Als ich zum erstenmal im Trommelfeuer steckte, empfand ich nur Spannung, wie es dann wohl werden würde.“ „Vor dem ersten Sturm, den ich mitmachte, überwand die Neugier, einmal etwas Ungewohntes mitzumachen, alle Furcht vor dem Kommenden.“ „Bei jungen ledigen Soldaten ist meist eine gewisse Neugier vorhanden.“ Daneben ruft das Ungewohnte, namentlich wenn es sich um sehr starke Eindrücke handelt, eine gewisse Scheu, ja sogar häufig

deutliche Furchtemotionen hervor, was ja biologisch von gröfstem Wert ist, sofern dadurch ein notwendiges Gegengewicht gegen sorglose Neugier geschaffen wird. Neben der aufserordentlichen Art der Qualität und der Intensität des Anlasses kann er auch durch die räumliche und zeitliche Beziehung, in der er auftritt, den Eindruck des Ungewohnten erwecken. Damit nähert er sich dem Charakter der Überraschung, die in unserem Fall sehr häufig zur Furcht führt. Wer schon einmal ahnungslos an einer versteckten Batterie vorbeiging, die plötzlich feuerte, kennt den Schreck, der so entsteht. Welche Rolle die Überraschung nicht nur im Leben des einzelnen, sondern auch in den Bewegungen der Taktik und Strategie spielt, bedarf wohl keiner weiteren Erörterung.

Das Ungewohnte wird zum Unheimlichen, wenn das Moment der Möglichkeit oder Wahrscheinlichkeit der Gefährdung hinzutritt. Unheimlich war es z. B. bei Nacht, im dunklen Stollen, im dichten Wald, bei Rauch- und Nebelangriffen, in Abschnitten, wo starke Miniertätigkeit herrschte, wie z. B. auf den Höhen des Ypernbogens, oder wo man sehr nahe am feindlichen Graben war, wie z. B. einmal in den Argonnen, wo wir in unserem Graben den feindlichen Posten deutlich husten hören konnten. Die Tanks waren stark unheimlich; Flammenwerfer weniger. Im Unheimlichen ist die Bedrohung als wahrscheinlich oder fast gewifs enthalten, nur in ihrer Art noch nicht genau erkennbar. Dadurch dafs die Eindrücke, von denen es sich hier handelt, „vor dem Feind" erlebt werden, gewinnen manche, die unter anderen Bedingungen erlebt als ungefährlich gelten würden, ihren unheimlichen Charakter. Doch wird z. B. die Dunkelheit auch in ruhigen Verhältnissen für erregbare Gemüter leicht unheimlich. Beim Ungewohnten wird der ganze Inhalt der Erscheinung, auch aufserordentliche Qualität und Intensität, apperzipiert und durchschaut, beim Unheimlichen bleibt ein Rest von latenten Möglichkeiten, die sich zur Bedrohung des erlebenden Subjekts entfalten können. Die Wirkung wird noch bedeutend erhöht, wenn das Unheimliche mir näher rückt, z. B. der Tank, oder ich die räumliche Entfernung von ihm vermindere, z. B. bei der Erkundung eines Waldes, dessen Besetzung durch den Feind wahrscheinlich ist. Stellt man daneben das Näherrücken einer durch Artilleriebeschiefsung künstlich erzeugten Rauch- oder Nebelwand, hinter der der Gegner vermutet wird, so weisen wir zur Charakterisierung der

verschiedenen Eindrücke auf den Unterschied zwischen aktivem und passivem Erleben der Gefahr hin, der uns weiter unten näher beschäftigen wird (vgl. S. 24).

Was nun die Frage der ererbten und erworbenen Furcht betrifft, so liegt die Annahme nahe, dafs die Erfahrungen sich vererben und dann als Erbfurcht wirksam werden. Sofern das Moment des Unheimlichen und Ungewohnten ganz im allgemeinen gesprochen dem Entstehen der Furchtzustände zugrunde liegt, scheint eine erbliche Beziehung zwischen Anlafs und Reaktion vorzuliegen. Eine andere Frage ist es, ob die bestimmte der Eindrücke die Reaktion instinktiv auslöst, ob auch eine spezielle Erbfurcht anzunehmen ist. Dies dürfte z. B. für die Furcht vor Blut und Leichen zutreffen.

Wir sehen also die vielfachen und zum Teil sehr engen Beziehungen, die zwischen den Sinneswahrnehmungen und dem Auftreten der Furchtemotionen bestehen. Mit der sinnlichen Wahrnehmung verknüpfen sich nun in den meisten Fällen reproduktive Daten, Vorstellungen, Urteile. Das gilt auch von der Mehrzahl der Beispiele, die wir bisher erwähnten. Es gibt aber auch Furchtemotionen, die ohne unmittelbare Einwirkung von sinnlichen Wahrnehmungen rein durch Vorstellungen und Urteile erregt werden. In unseren Aufsätzchen wird häufig darauf hingewiesen, dafs die Furchtzustände in den dem Eintreten der Gefährdung vorangehenden Tagen und Stunden stärker und häufiger sind, als wenn man mitten drin steht; z. B. „die aufregendsten Stunden, die ich erlebte, waren die vor dem Sturm und vor dem Einsatz ins Gefecht".

Schon der Eintritt des Kriegszustandes führte zu allgemeiner Erregung, die zunächst nur erwartungsvolle Spannung war. Man kannte aus Beschreibungen frühere Kriege, den letzten Krieg; man hatte gewisse, wenn auch höchst unzureichende Vorstellungen von der Wirkung der modernen Waffen, man machte sich, vielleicht in Anlehnung an wirklich gesehene Abbildungen und Darstellungen, bestimmte Bilder von den bevorstehenden Szenen und Schlachten. Was man dabei empfand, war eine eigentümliche Mischung von Grauen und Neugier. Dann kamen die ersten Eindrücke und das furchtbare Erleben selbst, das neue,

auf eigener Erfahrung fufsende Vorstellungen entstehen liefs. Diese genügten nun für sich, um ohne das Hinzutreten von Sinneswahrnehmungen zu Furchtzuständen zu führen. Der Urlauber z. B., der den Tornister packt, um wieder in die Front zurückzukehren, weifs was ihm bevorsteht. Doch ist er höchstens ernster gestimmt, er denkt an diese und jene Möglichkeit, aber nur ganz im allgemeinen und von weitem. Je mehr man sich indes in zeitlicher und räumlicher Hinsicht dem Gefahrsbereich nähert, desto konkreter wird auch die Furcht. Beim Bahntransport in das Aufmarschgebiet — wobei zu Anfang des Krieges auch das Bewufstsein, in Feindesland zu stehen, eine eigenartige Empfindung weckte —, beim Vormarsch zum Gefecht, beim Beziehen von Bereitschaftsstellungen verdichtete sich die allgemeine Stimmung, dafs man eben im Krieg sei, zu deutlicheren Furchtvorstellungen. Im Stellungskrieg erfuhr man einen bevorstehenden Angriff zuerst an den Vorbereitungsarbeiten: Vortreiben von Sturmausgangsstellungen, Bereitstellen von Munition, Vermehrung der Artillerie usw. Das brauchte oft Wochen oder Monate. Auf so grofse zeitliche Entfernung machte der Gedanke eines Angriffs noch fast gar keinen Eindruck. Je näher er aber rückte, desto mehr befafste man sich damit, und in den letzten Tagen und Stunden steigerte sich nicht nur die Spannung zur Unerträglichkeit, sondern auch die Furchtemotionen wurden immer stärker. Schon mit der Nennung gewisser Armeefronten oder in kleinerem Mafsstab von bestimmten Stellungsabschnitten verknüpfte sich ein bestimmtes Gefühl, das ebenso für den einzelnen Mann bei der Beurteilung z. B. eines bestimmten Horchpostens mitsprach. Sofern Vorstellungen zur Erregung von Furcht führen, sind es vor allem Reflexionen über die möglicherweise eintretenden Folgen, die Furchtemotionen veranlassen können. Nicht immer sind diese Vorstellungen deutlich und konkret bestimmt, z. B. die des Tot-Daliegens. Hier ist es vielmehr ein Gefühl der Bedrohung der Gesamtexistenz, eine vage, gar nicht näher zu bestimmende Vorstellung des Nichtseins. Die Furcht hat sozusagen keinen Inhalt. Bei der Erregung der Todesfurcht, die das Gefühl auslöst: „im nächsten Augenblick bist du tot", stellt man sich den Zustand als Leiche oder als Nichtmehrexistieren nicht eigentlich vor; es können vielmehr durchaus abgeleitete Vorstellungen auftreten, z. B.: „Man kann das Gefühl, das man in einer Gefahr hat, nicht Furcht nennen, sondern nur der Gedanke, wie fassen

meine Eltern eine Todesnachricht auf, läfst ein eigentümliches beklommenes Gefühl in einem zurück."[1]

Dagegen ist die Furcht vor dem Verwundetwerden fast immer mit deutlichen Vorstellungen und Phantasiebildern verknüpft. Besonders schreckliche Bilder von fliefsendem Blut, Verstümmelungen und entstellenden Verletzungen geben der Furchtvorstellung einen sehr konkreten Charakter. Sehr gefürchtet sind schwere Verwundungen, namentlich wenn sich damit die Vorstellung einer dauernden Schädigung verbindet. Häufig stellt die Phantasie Erwägungen über den Grad der Unlust des vorgestellten bevorstehenden oder möglichen Ergehens an; solche werden in unserem Material 16mal erwähnt. Wie solche Vorstellungen zur Abschwächung oder Überwindung der Furchtzustände beitragen können, werden wir weiter unten sehen (vgl. S. 42).

Wir erwähnen in diesem Zusammenhang eine Reihe von Umständen, die das Furchterlebnis charakteristisch beeinflussen und bei denen Vorstellungen und Urteile mitwirken. Sie liegen teils in den Verhältnissen, die auf den Erlebenden einwirken, wie z. B. die spezifische Qualität der Waffen oder die Abwehrbarkeit bzw. Unabwehrbarkeit der Bedrohung, teils im erlebenden Subjekt selbst, z. B. im aktiven oder passiven Verhalten im Augenblick der Gefahr.

Die Einschätzung der Waffen ist sehr verschieden: der Infanterist, von dem hier vorwiegend die Rede ist, fühlt sich der gleichen Waffe, der feindlichen Infanterie, durchaus gleichwertig. Maschinengewehre waren zu Beginn des Krieges, als sie in anderem Mafs als später noch mehr eine Waffe für sich darstellten, sehr gefürchtet. Später, nachdem sie ein Bestandteil der Infanterie geworden, haben sie von ihrer Furchtbarkeit einiges eingebüfst, um gegen den Ausgang des Krieges wieder an Bedeutung in unserem Sinne zu gewinnen. Die Artillerie wurde von der Infanterie am meisten gefürchtet. Umgekehrt sagen Artilleristen, die feindliche Artillerie habe auf sie lange nicht den Eindruck gemacht wie das feindliche Infanteriefeuer, wenn es einmal an sie herangekommen sei. Von der gleichen Erscheinung berichtet bei Le Bon ein Feldpostbrief eines Offiziers:

„L'artillerie ennemie tirant de trop loin pourque l'on puisse se défendre contre elle, avait transformé en un troupeau indécis des hommes

[1] Über die Furcht vor dem Tode bzw. das Fehlen derselben vgl. Hirschlaff a. a. O. S. 42 und hier S. 44.

qui, quelques heures auparavant, étaient pleins d'enthousiasme. L'artillerie seule tenait en face de cette démoralisation" (S. 242).

Starke Miniertätigkeit in einem Abschnitt gibt ein Gefühl der Unsicherheit, dessen man gelegentlich nur mit grofser Mühe Herr wird. Gas, gegen das unsere Masken bei richtigem Verhalten durchaus schützten, machte vielfach einen viel gröfseren Eindruck, als es verdiente. Flammenwerfer wurden leicht zur Ursache einer Panik.

Zu dieser verschiedenen Wertung und Wirkung der einzelnen Waffen wäre noch auf eine ganze Reihe von Beziehungen hinzuweisen, z. B. die verschiedene Wertung des Feindes je nach seiner Nationalität, ob Franzose, Engländer oder Amerikaner; die Furcht des Fliegers vor dem feindlichen Flugzeug oder Flakfeuer; die Eigenart der ganzen psychischen Struktur der Spezialwaffen. Doch würde eine solche Spezialisierung über unsere persönliche Erfahrung hinausgehen und möge daher weiteren Untersuchungen von Fachleuten überlassen bleiben.

Der Charakter der Bedrohung wird ferner wesentlich mitbestimmt durch die Vorstellung von der Möglichkeit qzw. Unmöglichkeit sie abzuwehren. Mann gegen Mann stehen sich mit gleichen Waffen gegenüber; der Raschere, Geschicktere wird die Gefahr beseitigen, wenn der Kampf angenommen wird. Der Schwächere kann sich auf seine Behendigkeit verlassen und versuchen, der Bedrohung durch Flucht zu entrinnen. Die Lage wird grundsätzlich verschieden, wenn der Mann der Gefahr wehrlos gegenübersteht: feindliche Artillerie schwersten Kalibers trommelt auf eine Stellung, deren Besatzung in sog. sicheren Unterständen und Stollen untergebracht ist. Diese haben nur eine begrenzte Widerstandskraft. Man weifs, wenn ein Volltreffer einer 30 cm-Granate auf uns fällt, drückt sie den Unterstand zusammen und begräbt uns unter seinen Trümmern. Wir sind so ohnmächtig gegen die Bedrohung, dafs wir nicht einmal versuchen können, ihr zu entfliehen, weil das feindliche Feuer das ganze Gelände zudeckt. Von ohnmächtiger Wut schreibt auch ein französischer General bei Le Bon:

„Avant l'abortage de l'infanterie les déploiments des unités etaient précédées de véritables avant-gardes d'obus de tous calibres, ouragans de fer et de feu, arrêtant et renversant nos lignes énervées. Je garde le souvenir de certaines journées stoiquement passées sous les obus, soit en position soit en retraite, et de la rage qui nous étreignait de ne pouvoir franchir la distance qui nous séparait de l'infanterie allemande" (S. 212).

Ebenso besteht ein bemerkenswerter Unterschied zwischen aktivem und passivem Erleben der Bedrohung. Beim Angriff auf einen feuerspeienden feindlichen Graben steht der stürmende Mann der Bedrohung handelnd gegenüber, er ist aktiv tapfer; der Posten, der im Granatfeuer ausharrt, mufs sie tatenlos erleiden. Die Tätigkeit kann unmittelbar gegen die Ursache der Bedrohung gerichtet sein; sie kann sich aber auch einem ganz nebensächlichen Gebiet widmen. Wir werden weiter unten sehen, wie wichtig das Gefühl der Aktivität für die Überwindung der Furcht ist (vgl. S. 36). Auch Everth erwähnt den Unterschied zwischen aktivem und passivem Erleben:

„Eine solche Lage (wenn die Truppe lange untätig in Feuer aushalten mufs) gehört zu den schwerstenMomenten desKrieges. Ist man zum passiven Verhalten verurteilt, dann drängt sich das Leiden, das allein im Bewufstsein herrscht, scharf auf; und der Drang, irgendetwas zu tun, ist in solchen Lagen oft so stark, dafs man gern den Platz wechselte, selbst wenn man dadurch sicher in noch gröfsere Gefahr käme. — Schon der Wille zur Tätigkeit und die Aussicht darauf ergeben eine aktive Anspannung, der das Leiden nicht zu viel anhaben kann" (S. 41).

Der Umfang der Bedrohung ist verschieden. Ihr unterliegt zunächst die Einzelpersönlichkeit für sich. Sie wird aber vielfach nicht nur für das eigene Ich empfunden, sondern auch, namentlich bei gemeinsamem Erleben der Gefahr mit anderen, was beinahe stets der Fall war, für die anderen, die Kameraden, die Untergebenen. Sie kann auch für andere empfunden werden, während das erlebende Subjekt sich in Sicherheit befindet. So war der Kompagnieführer, wenn er nachts vom sicheren Graben aus das Vorgehen einer abgesandten Patrouille verfolgte, so sehr in Sorge und Furcht um seine Leute, dafs er oft viel lieber selbst mitgegangen wäre. Solche Momente wurden zu den aufregendsten und qualvollsten des ganzen Krieges, wenn dann einsetzendes feindliches Feuer oder Handgranatenwerfen, vielleicht gar lautwerdende Schreie die Befürchtung nahe legten, es möchte einer der Kameraden draufsen verwundet worden sein. Es bildet sich da eine Einsfühlung[1] mit anderen, eine Art Kollektiv-Ich, vor dem das Einzel-Ichgefühl unter Umständen ganz zurücktreten kann. Besonders deutlich ausgeprägt fand ich diese Erscheinung bei einer Fliegerabteilung, bei der der kameradschaftliche Zu-

[1] Gewifs liefsen sich von der Marine, namentlich von Unterseebootskommandanten und -besatzungen, interessante Parallelen zu dieser Einsfühlung feststellen.

sammenhalt aufserordentlich stark war. Dazu mag aufser der Persönlichkeit der einzelnen Glieder die Begrenztheit ihrer Zahl und die gegenseitige Verantwortlichkeit zwischen Flugzeugführer und Beobachter wesentlich beitragen, andererseits auch die besondere Art ihrer Tätigkeit und ihrer Gefährdung, die überhaupt bei den Fliegern zur Bildung des ausgesprochensten „Korpsgeistes" geführt hat. Hier war, wenn einzelne Kameraden am Feinde flogen, die Einsfühlung bei den Zurückgebliebenen sehr deutlich wahrnehmbar. Sie trat augenfällig auch in den Zuschauern bei einem Luftkampf auf; wenn z. B. über einer belgischen Stadt ein Luftkampf stattfand, so stand die ganze deutsche Besatzung und die Bevölkerung auf der Strafse. Jeder identifizierte sich mit „seinem" Flieger und in besonders spannenden Augenblicken konnte man laute Ausrufe der Furcht bzw. Siegesgewifsheit hören, die auf die lebhafteste Beteiligung der Rufenden schliefsen liefsen.

Wir haben bisher die verschiedenen Faktoren besprochen, die das Furchterlebnis verursachen und beeinflussen können. Richten wir unser Augenmerk nun noch auf die Art und Weise, wie die Furcht sich äufsert, wie das erlebende Ich auf die Furcht erregenden Eindrücke reagiert. Die allgemeine psychologische Untersuchung der Furchtemotionen hat eine Reihe von körperlichen Reaktionen beim Erleben der Furcht festgestellt. Es sind hauptsächlich Veränderungen der Muskeln und der Gefäfse, an denen ihre Einwirkung sichtbar wird: vom einfachen Nachlassen der Muskelkraft bis zur ausgesprochenen Lähmung des ganzen Bewegungsapparates, wo jede Bewegung unterdrückt wird und der ganze Organismus erstarrt. Diese äufserste Erscheinungsweise beschreibt Virgil in dem bekannten „obstipui steteruntque comae et vox faucibus haesit" (Äneis II 774). Auch der vasomotorische Apparat erleidet Veränderungen: krampfhaftes Zusammenziehen der Gefäfse, Schauer, Blässe, Herzklopfen, Herzlähmungen. Von diesen Erscheinungen, wie sie z. B. Ribot in seiner „Psychologie der Gefühle" (Altenburg 1903 S. 268) zusammengestellt hat, finden wir nahezu alle auch in unserem Material vertreten[1]. Zittern, Schaudern und Frostempfindungen

[1] Das Hochheben der Arme, das wir sonst häufig als Reaktionsbewegung erwähnt finden, konnten wir nicht beobachten.

liefsen sich häufig beobachten. Bei gröfserer Stärke oder längerer Dauer der Eindrücke zeigen sich folgende Erscheinungen: „Schon rein äufserlich", heifst es in einer schon früher erwähnten Schilderung, „verändert sich der Mensch. Die Gesichtshaut verliert das Rot, die Haut wird gelb, die Backenknochen treten hervor. Der Blick wird starr und glasig, die Augen treten aus den Höhlen, die Lippen sind fest geschlossen und klebriger Speichel heftet die Zunge an den Gaumen. Ein nichtssagender herber Zug umspielt die Mundwinkel, das Herz arbeitet in kurzen krampfhaften Schlägen, die Atmung wird langsamer, dabei wird die Luft hörbar durch den Mund ein- und ausgesogen. Von Zeit zu Zeit durchzieht ein kalter Schauer den Körper und klappernd schlagen die Zähne aufeinander. Häufig sah man die Leute bei länger dauernder Beschiefsung sich in Decken einwickeln und im Halbschlaf dahocken." „Während eines starken Trommelfeuers safs man wie stumpfsinnig im Stollen — —. Auch hatte ich des öfteren infolge der Aufregung grofses Durstgefühl." Bei manchen löst die Furcht kalten Schweifs, stieren Blick oder Entleerungen aus. Von Reflexbewegungen findet das Sichbücken und das Schliefsen der Augen häufig statt. Letzteres gerade auch im Stollen, wo freilich die erregenden Eindrücke nur durch das Ohr und etwa noch durch den statischen Sinn vermittelnd werden. Im Zusammenhang damit steht wohl folgende Bemerkung: „Wenn man sich im Granatfeuer eine Deckung aushebt und diese fertig ist, so deckt man sich mit der Zeltbahn zu und denkt an gar nichts mehr." Zusammenzucken und sich bücken sind wohl die hauptsächlichen Reaktionen, wenn ein Artilleriegeschofs in nicht sehr grofser Höhe den Graben überfliegt. Dabei lassen sich verschiedene Stadien feststellen: als wir zum erstenmal im Krieg in Artilleriefeuer kamen, zuckte bei den Detonationen wohl auch der Beherzteste zusammen. Jeder drückte sich so tief als möglich an den deckenden Hang, einzelne wurden bleich, viele zitterten. Dann sahen wir, wie die Geschosse über uns hinwegflogen und die Furcht nahm ab, das Zusammenzucken aber blieb, auch wenn man auf das Kommen der Detonationen eingestellt war; 2 Jahre später sprachen Kameraden, denen niemand einen Schimmer von Angst hätte nachsagen wollen, mit Ärger darüber, dafs sie sich noch immer vor den über sie hinwegpfeifenden oder in ihrer Nähe einschlagenden Geschossen, auch wenn sie ihnen ganz ungefährlich waren, unwillkürlich bückten[1]

[1] Um ihrer Eigenart willen erinnern wir hier an die Parallele aus

oder niederwarfen, ja dafs auch eine starke Willensanstrengung nichts dagegen vermöge. Von einem besonders kaltblütigen Feldwebel wurde allerdings mit einer Art Neid erzählt, dafs er sich so gut wie nie bücke. Doch ist das wohl eine Ausnahme.

Es treten aber auch stärkere Reaktionen auf: Erstarrung und Lähmung. „Bei einer nächtlichen Streife in einer sehr ruhigen Gegend wurden wir einmal vom Gegner bemerkt und mit Handgranaten eingeseift. Ich selbst war von diesem plötzlichen Überfall aufs äufserste überrascht und warf mich in die nächste Vertiefung. Dort blieb ich während der nächsten Sekunden ganz erstarrt liegen, unfähig, etwas zu denken oder zu handeln." Hier tritt zur körperlichen Lähmung die psychische. Ich selbst erinnere mich einer Nacht, in der ich zur Kontrolle meiner Posten im vordersten Graben war, als plötzlich von dem sehr nahen französischen Graben herüber ein merkwürdiges Geräusch wahrnehmbar wurde, dann ein kleiner Knall erfolgte und mit einem Male das ganze Grabenstück in haushohen Flammen stand. Ich fand vor Schrecken nicht einmal gleich die Sprache, um die schlafende Besatzung zu alarmieren.

Wenn die unmittelbaren Schreckwirkungen sich fixieren, so führt dies zur „Schreckneurose" (Gaupp in *MünchenMdW* 1918 S. 493ff.). Die Ursache der Neurosen sieht G. in körperlicher Erschöpfung und seelischer Überanstrengung und Erschütterung, besonders bei gleichzeitiger oder vorangehender Untergrabung der nervösen Widerstandskraft durch körperliche Krankheit, Unregelmäfsigkeit der Ernährung und des Schlafes, Hitze und Kälte, Alkohol und Tabak. Solche Leute sind bei aufserordentlichen Eindrücken für das Auftreten starker Furchtemotionen besonders disponiert, und bei ihnen können die unmittelbaren Äufserungen des Schrecks statt mit dem Aufhören des Affekts zu verschwinden, sich für längere oder kürzere Dauer festsetzen. Dann redet G. von Schreckneurose, deren häufigste Symptome folgende Erscheinungen sind: allgemeiner Schütteltremor des Körpers oder einzelner Körperteile, alle möglichen Formen der Astasie und Abasie, wunderliche Anomalien der Körperhaltung, schlaffe und spastische Lähmungen, Taubheit, Stummheit, Stottern, Anfälle jeglicher Art u. a. m. Die nähere Untersuchung dieser Zustände ist dann weniger Sache des Psychologen als des Psychiaters.

---

der Odyssee, wo erzählt wird, wie die Phäaken beim Wettbewerb im Werfen sich vor der von Odysseus geworfenen über ihre Häupter hinwegsausenden Scheibe bücken (Od. VIII 190).

Kehren wir zur normalen Furchtemotion zurück, so erhebt sich die Frage: Was ist das Wesen des psychischen Vorgangs im erlebenden Subjekt? Wie wirken jene Eindrücke und Vorstellungen? Die charakteristische Wirkung im erlebenden Ich läfst sich wohl am besten bezeichnen als Erschütterung des Ichgefühls. Der normale psychische Verlauf der Apperzeptionen und Assoziationen wird unterbrochen oder gestört. Es tritt jener Zustand ein, für den uns aus dem ganzen psychischen Leben keine Parallele bekannt ist, eine Leere des Bewufstseins, die einer dauernden Lähmung sehr nahe steht. „Es beschleicht einen ein wehes, ganz erbärmliches leeres und ödes Gefühl, das in seiner nervenzerrüttenden Wirkung nicht beschrieben werden kann." „Man hat ein eigentümliches beklommenes Gefühl." „Meine Angstgefühle waren besser gesagt innere Beklemmungen." Dazu gesellt sich ein „Hilfebedürfnis", ein „Bangen", das sich bis zur Verzweiflung steigern kann. „Ein unheimlich lähmendes Gefühl beschlich einen bei jeder durch die Luft heulenden Granate." Auch nur einen Entschlufs zu fassen ist unmöglich. Das Gedächtnis versagt. Nur die Sinne reagieren noch auf die sie bestürmenden Eindrücke, und selbst ihre Tätigkeit sucht man stillzulegen, z. B. durch das sehr häufig genannte Schliefsen der Augen. Die Unfähigkeit, einen Gedanken zu fassen, wird 15- bzw. 18mal[1] betont, z. B.: „wurde die Gefahr gröfser, so hatte ich Augenblicke, in denen ich überhaupt keines Gedankens fähig war." Die Eindrücke können so stark sein, dafs sie das Ichgefühl erdrücken. Dabei ist es von erheblicher Bedeutung, ob die Bedrohung abwehrbar ist oder nicht, und ob sie passiv oder aktiv erlebt wird (vgl. S. 24). Die Erschütterung legt sich in Feuerpausen oder nach Erreichen eines sicheren Ortes; „man kommt wieder zu sich"; es ist wie „ein Erwachen aus schwerem Traum". Die Vorstellungen und Assoziationen werden wieder geordnet, „ich" versuche wieder klar zu denken, das Ichgefühl kehrt langsam zurück.

Die Abschwächung und Überwindung der Furcht.

Wenn man die Furchtemotionen unter dem biologischen Gesichtspunkt betrachtet, so findet man, dafs ihre Wirkung nach zwei Seiten geht: sie sind biologisch wertvoll, sofern sie der Er-

[1] Wo Zahlen über die Häufigkeit der Erscheinungen genannt werden, bezieht sich die erste auf die Ich- und Einzelberichte, die zweite auf die allgemeineren Darstellungen.

haltung des Individuums dienen. In vielen Fällen wird dieses durch die Furcht vor Unannehmlichkeiten und Gefahren, die es bedrohen, bewahrt. Ribot spricht geradezu von der Furcht als einer Form des Selbsterhaltungstriebes. Sie ist also zweckmäfsig. Auf der anderen Seite haben wir gesehen, dafs die Furcht zu einer sehr starken Herabsetzung der Vitalität führen kann, namentlich in den äufsersten Formen der körperlichen Reaktionen, wie z. B. bei der Erstarrung und Lähmung, die unter Umständen das erlebende Subjekt untähig zur Abwehr oder Flucht machen können. Ein eigenes Erlebnis veranschaulicht beides: Ich ritt einmal nachts mit einem Meldereiter zur vorderen Linie, um meinen Kommandeur zu suchen; an der uns angegebenen Stelle fand ich ihn nicht — man hatte uns falsch gewiesen — und ich ritt weiter. Als wir lange niemand sahen, sagte der Meldereiter, der mir als etwas furchtsam bekannt war, ob ich nicht umkehren wolle. Hätte ich seine Warnung befolgt, so wären wir nicht einige Minuten später bis auf Sprechweite an eine englische Feldwache hingeritten, die ich als solche erst erkannte, als ich dem Posten ins Gesicht sah. Dann erschrak ich allerdings so heftig, dafs ich nicht einmal meine Pistole herausbrachte, die ich sonst gut im Griff hatte; die Überraschung hatte mich beinahe gelähmt.

Die Frage nach dem biologischen Wert und dem Recht der teleologischen Erklärung der Furcht ist unter den Psychologen noch nicht endgültig entschieden. Dabei ist es zunächst kein wesentlicher Unterschied, ob es sich um Tiere oder Kinder oder Erwachsene handelt und ob mehr die Erscheinungen der primären, instinktähnlichen Furcht in Rede stehen oder diejenigen, die überwiegend auf Vorstellungen und Urteilen beruhen. Im allgemeinen möchten wir uns auf die Seite der teleologischen Auffassung stellen, die in der Furcht einen normalerweise für die Erhaltung des Individuums und der Art zweckmäfsigen, biologisch wertvollen Instinkt erblickt. — Davon völlig verschieden ist die Beurteilung unter dem militärischen Gesichtspunkt: ihr Mafsstab ist nicht die Erhaltung des Individuums, sondern die Erreichung des vorgestellten Zwecks, für dessen Verwirklichung der einzelne nur als Mittel dient. Je mehr er sich selbst als Zweck erscheint, desto unbrauchbarer ist er für das grofse Ganze. Selbsterhaltung ist nur erlaubt, sofern sie unter der Absicht des Individuums erstrebt wird, als Mittel für den höheren Zweck zu dienen. Dieser Fall tritt aber für unsere Betrachtung ganz zurück. Für die militärische

Beurteilung bedeutet die Furcht lediglich Hemmung, Minderung des Kampfwertes des einzelnen, Herabsetzung seiner Brauchbarkeit für den allgemeineren Zweck, Ausscheidung und Verlust seiner Kraft für die höhere Rechnung. Sie erscheint daher durchaus unzweckmäfsig, schädlich und mit allen Mitteln zu vermeiden und zu bekämpfen. Die Militärpsychologie wird es als eine ihrer wichtigsten Aufgaben ansehen, die Wege und Möglichkeiten dafür aufzuzeigen. Aber auch vom allgemeinen psychologischen Standpunkt aus erscheint diese Frage der Bearbeitung wert. Wir wenden uns daher nun zu der Untersuchung derjenigen Faktoren, die zur Abschwächung und Überwindung der Furcht führen.

Die Momente, die der Furcht entgegenarbeiten, gliedern sich ganz natürlich in solche, die um ihrer selbst willen bestehen oder in Erscheinung treten, so dafs ohne jede Absicht, vielleicht kaum bewufst eine Minderung der Furcht eintritt, und solche, die mehr reflexions- und vorstellungsmäfsigen Charakter tragen, vielleicht sogar mit bewufster Absicht hervorgerufen werden, zu dem Zweck, die Furcht abzuschwächen oder zu überwinden. Zu den ersteren gehören z. B. Triebe und Instinkte (Neugier, Kampftrieb, soziale Instinkte u. ä.), Gewöhnung, Disziplin, Beschäftigung mit anderen Dingen, Witz und Humor; zu den letzteren: Erwägungen über die augenblickliche Lage, über die Möglichkeiten der Zukunft im Guten und Schlimmen, sittliche Überlegungen (Pflicht- und Ehrgefühl), Erwägungen unter höheren Gesichtspunkten der Weltanschauung und des Glaubens. Dabei können naturgemäfs die ursprünglich unreflektierten Faktoren, wenn sie als vorteilhaft erkannt werden, zur Reflexion erhoben werden, ebenso werden umgekehrt ursprüngliche Reflexionen mit der Zeit mechanisiert und wirken aus dem Unterbewufstsein ähnlich den Trieben. — Wir unterschieden oben zwischen unmittelbarer primärer, instinktähnlicher Furcht und solchen Emotionen, die mehr auf Vorstellungen und Urteilen beruhen. Die Vermutung liegt nahe, dafs die Gegenwirkung durch unreflektierte und reflexionsmäfsige Momente dem entspräche. Dies ist aber nicht durchaus der Fall, wie sich im folgenden zeigen wird.

Unter den Emotionen, die der Furcht als Gegengewicht gegenüber stehen, ist in erster Linie die angeborene Neugier des Menschen zu erwähnen. Wir wiesen oben (S. 18) darauf hin, welche Rolle das Ungewohnte bei der Entstehung der Furcht spielt. Der

Scheu vor dem Unbekannten steht aber bei höherstehenden Lebewesen die anlockende Wirkung gegenüber, die von ihm ausgeht. Vgl. James, „Principles" II 392. Ein unwiderstehlicher Wissensdrang reizt dazu, mit allem Neuen, Aufserordentlichen nähere Bekanntschaft zu machen, und dieser Trieb ist so stark, dafs er auch durch gelegentliche schlimme Erfahrungen nicht unterdrückt wird. So kann die Neugier freilich dazu beitragen, dafs der Mensch in Gefahren und damit in Furcht verfällt. Aber angesichts der vorhandenen Gefahr bildet sie ein wichtiges Gegengewicht gegen die Ängstlichkeit. „Vor dem ersten Sturm, den ich mitmachte, überwandt die Neugier, einmal etwas Ungewohntes mitzumachen, alle Furcht vor dem Kommenden." Freude und Interesse am Neuen, Aufsergewöhnlichen, Abenteuerlust, der prickelnde Reiz der Gefahr überwiegen manchmal so sehr, dafs die Furcht gar nicht aufkommt. Dieser Gedanke wird 4- bzw. 6mal erwähnt.

In gewissem Zusammenhang mit ihm stehen die Kampfemotionen. Die Freude am Kampf, am stürmischen Draufgehen, am Überwinden des Gegners war — wenigstens in der ersten Zeit des Krieges — trotz der modernen Waffentechnik ein Motiv von starker Wirkung. In der Kompagnie, mit der ich das Glück hatte auszumarschieren, herrschte eine solch vorzügliche Stimmung und Kampfeslust, dafs der Kompagnieführer einmal sagte, man könne mit ihr den Teufel aus der Hölle holen. — Und zwar kommt der Kampftrieb besonders dann zur Wirkung, wenn die Bedrohung aktiv erlebt wird, d. h. vor allem beim Angriff (vgl. S. 22ff.). „Bei eigenen Unternehmungen wird der Gedanke an den Tod weniger hervortreten. Der Soldat geht mutig und begeistert auf den Gegner los und der einzige Gedanke ist „ran an den Feind" und seine Niederzwingung. In seinem Taumel wirft er sich auf den Gegner, dessen Waffen nicht achtend."

Etwas verschieden davon ist die Lage beim passiven Verhalten. Hier ist durch das Fehlen eigener Tätigkeit zunächst keine Gelegenheit geboten, den Kampftrieb zu betätigen. Solange er besteht, kann die Spannung zwischen dem Verlangen nach dem Kampf und der Unmöglichkeit seiner Erfüllung so unerträglich werden, dafs solche Augenblicke zu den allerschwersten des ganzen kriegerischen Erlebens gehören. Daraus erklärt sich mit die niederschmetternde Wirkung eines Trommelfeuers. Stellt sich die Möglichkeit zum Kampfe ein, so entlädt sich der gefesselte Trieb in um so stärkerer Weise: „Der Soldat befindet sich in einem Granat-

loch. Ohne Unterlafs heulen die gegnerischen Granaten über ihn hin, decken seine Kameraden zu oder zerreifsen sie zu unkenntlichen Massen —. Das Trommelfeuer läfst nach, der Gegner greift an. Die ganze Wut, die der arme Soldat in jenen schrecklichen Stunden sammelte, als er noch im Granatloch lag, kommt jetzt zur Entfaltung. O welche Lust, diesen feigen Kerl, der sich endlich einmal zeigt, über den Haufen zu schiefsen!" — In unserem Material werden die Kampfemotionen 7- bzw. 14mal erwähnt. Eine besondere Färbung erhält der Kampftrieb durch das Motiv der Rache für gefallene Freunde, das im ganzen dreimal genannt wird, z. B.: „Sieht er, dafs ein Freund oder ein Kamerad von ihm fällt, so kommt ein gewisses Rache- und Vergeltungsgefühl in ihm auf."

Damit kommen wir zu den sozialen Emotionen. Der Soldat ist ein Herdentier. Ewerth nennt neben dem stark aktiven Wesen die grofse Gemeinsamkeit des Erlebens als den Grundpfeiler aller Kriegspsychologie (S. 2). Auch in der Gefährdung tritt diese hervor. Das Alleinsein in der Gefahr vermehrt die Furcht um ein Bedeutendes: „Schrecklich ist es mir, in solchen Augenblicken ganz mutterseelenallein zu sein." „Im allgemeinen habe ich beobachtet, dafs die Einsamkeit den Soldaten quält." „Alleinsein gibt ein ekelhaftes Gefühl." „Ist er allein, so beschäftigt er sich mit sich selbst und denkt vielmehr daran, dafs er jeden Augenblick fallen könne, als wenn er mit seinem Kameraden beisammen ist." „Es ist für mich eine grofse Erleichterung, wenn mir ein zuverlässiger Kamerad in der höchsten Not zur Seite steht." Schon die Anwesenheit eines Zweiten oder Dritten genügt, um die Furcht zu vermindern. „Das Hilfebedürfnis schwächt sich dann ab." „Gemeinsamkeit verleiht ein gewisses Sicherheitsgefühl." „Darum herden sich die Leute in Gefahr oft zusammen, um einander zu sehen." „Häufig sahen die Leute blofs einander ins Gesicht." Kommt ein anderer in Not, so ist es selbstverständliche Pflicht, dafs man ihm hilft. „Wo ein Freund in Gefahr war, zog es mich zu ihm hin, um ihm zu helfen." Gemeinsam durchlebte Anstrengungen und Gefahren verbinden die Teilnehmer aufs engste, wie jeder Feldsoldat erzählen kann. Daher der enge Zusammenhalt innerhalb der Kompagnien und Gruppen: „Ich erinnere mich an meine Patrouillengänge, dafs wir immer vier Kameraden waren und jedesmal gingen und keiner ohne den anderen." Auch aufserhalb der Gefahr spielt das soziale Gefühl eine grofse Rolle.

Barbusse erzählt von den französischen Soldaten (S. 268):

„‚Wer meldet sich freiwillig zur Sappenarbeit?' fragte der grofse Adjutant. — Schon wieder knurren die Leute und rühren sich nicht. ‚Es handelt sich darum, Kameraden zu Hilfe zu kommen.' — Daraufhin hört das Knurren auf und einige Köpfe strecken sich."

Le Bon schreibt in einem Kapitel seines Buches, das die Überschrift trägt „la contagion mentale":

‚Les isolés reprenaient une valeur militaire après être parvenus à rejoindre leur groupe habituel, mais nullement quand on les fusionnait avec un autre. Ils le quittaient à la première occasion.'

Es bedarf keiner weiteren Begründung, dafs das, was Le Bon unter contagion mentale versteht, in anderen Fällen ebensogut zur Verbreitung und Steigerung der Furcht führen kann. Das „Sauve qui peut" hat auch in diesem Krieg bei mancher Gelegenheit zu einer Panik und Massenflucht geführt. Welche Faktoren als Gegenwirkung gegen eine solche in Betracht kommen, können wir nach eigener Erfahrung und den vorliegenden Berichten nicht ausmachen, da sie weder hier noch dort erlebt wurde. Le Bon erwähnt folgendes Beispiel:

„L'artillerie ennemie avait transformé en un troupeau indécis des hommes qui quelques heures avant avaient été pleins d'enthousiasme. Je sentis comme ces hommes avaient subi la contagion mentale qui les paralysait. Cinq jours après les mêmes hommes, stimulés par l'exemple de compagnies ayants conservé leur sangfroid, donnaient un splendide effort. Le vague troupeau était redevenu un instrument puissant" (S. 243).

Die sozialen Emotionen, im militärischen Leben besonders ausgeprägt in der Form der Kameradschaft, sind ohne Zweifel eine der stärksten Stützen des Soldaten in den Augenblicken der Gefahr. Sie werden 24- bzw. 30mal genannt. Ihre Wirkung ist wohl so zu denken: das Alleinsein disponiert überhaupt in gewissem Sinn für Furchtsamkeit. Stanley Hall nennt unter den Ursachen der Furchtemotionen auch das Gefühl der Einsamkeit und bringt eine Reihe von Beispielen dafür, besonders aus der Kinderpsychologie (S. 418). In den furchtbaren Eindrücken des Gefechts kommt sich auch der Mann, wenn er ihnen allein ausgesetzt ist, einsam, verlassen und hilfsbedürftig vor. Sein Ichgefühl erliegt den Eindrücken und Vorstellungen. Wenn man sich das Nicht-Sein veranschaulichen wollte, so könnte man keinen besseren Vergleich beiziehen als die Leere des modernen Gefechtsfeldes, die Öde eines Trichtergeländes. Fühlt sich der Mann dagegen von anderen umgeben, so sieht er, es ist noch nicht alles verloren, hier sind noch

andere „Iche", seinesgleichen, es bildet sich eine Art Kollektiv-Ich, das widerstandsfähiger ist als das Einzel-Ich. Aus dieser Vorstellung auch das starke Mitgefühl, wenn diese anderen geschädigt oder vernichtet werden.

Damit haben wir die wichtigsten Gegenmomente erwähnt, die in den Trieben und Emotionen liegen. Ein anderer Grund der Abschwächung liegt im Erleben der Furcht selbst: die Gewöhnung. Sie gilt sowohl für die spezifische Qualität als auch für die Intensität der verursachenden Eindrücke. Daraus erklärt sich überhaupt die Fähigkeit, solange unter so starken Eindrücken zu stehen; man gewöhnt sich an die Gefahr, ja man wird mit ihr vertraut. Der Neuling unterliegt den ersten Eindrücken: „Bei der kleinsten Schiefserei eines Maschinengewehres oder gar beim Abschufs einer eigenen Batterie zuckt man zusammen und denkt immer getroffen zu werden; das heifst man im Feld Granatfieber. Nach kurzer Zeit aber gewöhnt man sich an den Rumpel." Welchen Eindruck machte im ersten Kriegsjahr das feindliche Artilleriefeuer auch der leichtesten Geschütze! Mit dem immer stärkeren Auftreten der gröfseren Kaliber kümmerte man sich allmählich gar nicht mehr um die kleineren, die man mit Spottnamen aller Art bezeichnete, um zu beweisen, dafs sie von ihrer Furchtbarkeit einiges eingebüfst hatten. Le Bon schreibt:

„Les soldats habitués à recevoir certaines catégories d'obus et n'y prenants plus garde, se troublent dès que la nature des projectiles change" (S. 239).

Dabei gilt das Weber-Fechnersche Gesetz von Reiz und Empfindung: „Die Stärke des Gefühls nimmt bei gleichbleibendem Reiz ab. Zu ihrer Erhaltung mufs die Intensität des Gefühlserregers — der entweder Sinnesempfindung oder Vorstellung sein kann — zunehmen. Zu ihrer Steigerung mufs er in vielfachem Verhältnis stärker werden." Es gab aber auch oft solche Steigerungen der Eindrücke, dafs die Skala der Empfindungsintensitäten nicht ausreichte, z. B. bei lange andauerndem Trommelfeuer. Das Ich ist keiner Empfindung, keiner Vorstellung mehr fähig, ein unbegreiflicher Stumpfsinn ergreift den von der Wucht der Erlebnisse Erdrückten. Wenn 15- bzw. 18mal von einer Gleichgültigkeit gesprochen wird, die überwiegend als wohltätig empfunden und erwünscht wird, so beruht sie zum gröfsten Teil auf Abstumpfung und Gewöhnung. Seltener ist sie ein durch Vorstellungen und Gegenvorstellungen erworbener stoischer Gleich-

mut. Soweit die Gefühle zu Stimmungen werden, erwähnen wir in diesem Zusammenhang eine bemerkenswerte Wirkung des Gesetzes vom Kontrast, wonach beim Aufhören einer bestimmten Gefühlsregung sehr leicht das entgegengesetzte Gefühl auftritt: die vielfach bezeugte, aufserordentliche Steigerung des Lebensgefühls und der Lebensfreude, die in der Front gerade durch besonders schwere und die Vitalität zunächst herabsetzende Erlebnisse entsteht. Es ist nicht die religiöse Betrachtung des neugeschenkten Lebens, mit der sie vielleicht verwandt ist. Es ist ebensowenig die Überlegung des „Morgen können wir nicht mehr, darum lafst uns heute leben"; es ist ein starkes Wiederaufleben der bedrohten Vitalität, eine freudige Lebensbejahung, die nur der erfährt, der zum Sterben bereit gewesen war.

Es ist nur eine bestimmte Form des eben besprochenen Faktors, wenn wir nun von der Disziplin reden; denn diese ist nichts anderes als willensmäfsige Gewöhnung an bestimmte Vorstellungen und Reaktionen. Ihr Einflufs kann nicht hoch genug angeschlagen werden. Während einer kürzeren Zeit schien ihre Wertschätzung einmal ein wenig zu sinken. Aber besonders seit dem Aufkommen der Grofskämpfe, d. h. der mehrere Wochen und Monate hindurch andauernden sehr intensiven kriegerischen Handlungen hat es sich bewährt, daf das einzige Mittel zur Durchführung des Zwecks unter den zermürbenden Einflüssen der modernen Grofsschlacht in einer straffen Mannszucht bestand. Diese Erfahrung wird jeder bestätigen, der als Führer der Truppe draufsen stand. Sie ist für den Mann selbst ein wertvoller Halt, der ihn stützt und ihm äufsere Hindernisse und innere Schwankungen überwinden hilft. „Befehl ist Befehl und wird ausgeführt, koste es, was es wolle" oder „da wo man mich hingestellt da bleibe ich" oder „wenn ich einen Befehl erhielt und er schien noch so unmöglich — er mufste ausgeführt werden und es ging." Die Disziplin als Gegengewicht gegen die Furcht wird 3- bzw. 13mal genannt.

Die bisher genannten Momente, durch die die Furcht gemindert werden kann, sind alle aufs engste mit ihrem Erleben verbunden. Dieselbe Wirkung kommt zustande aus psychischen Regungen, die nicht in einem Zusammenhang mit dem Furchterlebnis stehen, sondern sozusagen neben ihm, unabhängig von ihm auftreten. Dazu gehört vor allem die Versenkung in irgendeine Tätigkeit. Beim aktiven Erleben der Gefahr besteht diese meist eben in der Aktivität, die eine sehr gute Sicherung gegen die Furcht ist. Anders

bei der passiv erlebten Bedrohung, besonders wenn sie unabwendbar ist. Solche Augenblicke gehören zu den schwersten. „Untätig im Artilleriefeuer dazuliegen war einem am gräfslichsten.“ „Furcht vor dem Tod überwindet man im Felde am besten durch irgendeine Tätigkeit. Ich habe da beobachtet, dafs viele Leute in solchen Stunden (Trommelfeuer) nur ängstlich darauf bedacht waren, ihre Waffen imstand zu halten oder dafs sie sich sorgsam bemühten, nicht schmutzig zu werden. Ich entsinne mich selbst, dafs ich in Flandern während eines gut liegenden Feuerüberfalles auf unsere Stellung in einem Granatloch nur darauf bedacht war, dafs kein Schmutz in meine Fleischbüchse fiel, die ich eben warm machte.“ Häufig wurden im Stollen während der Beschiefsungen Kartenspiele gemacht.

Ein treffliches viel angewandtes Mittel zur Ablenkung war die Musik. „Wir im Betonunterstand, warten jeden Augenblick auf die 28 cm-Granate, die unseren Unterstand und damit uns vernichtet. Eine Mundharmonika löste den Alpdruck und alles hat wieder Hoffnung.“ „Das Summen einer Melodie vermag mich so einzunehmen, dafs ich an gar nichts anderes denke. Diese Erfahrung habe ich beim Trägertrupp 1917 in Flandern gemacht.“ „Diesen Herbst im Houtholster Wald hatte ich eine sehr erfolgreiche Methode, mich vor Angst zu bewahren, auch für die anderen: Gesang von Volksliedern, wobei oft die ganze Kompagnie mitsang.“ „Ich suchte endlich Trost — in sehr verzweifelter Lage — im Gesang von schönen geistlichen Liedern, was die Furcht fast ganz aufhob.“ Dies wohl nicht nur durch den religiösen Gehalt, worüber weiter unten (vgl. S. 45), sondern auch durch die Tätigkeit des Singens. Dieses Motiv liegt wohl auch einer Erscheinung zugrunde, die man in ländlichen Gegenden gelegentlich beobachten kann: wenn Kinder durch einen Wald gehen, so pflegen sie mit Vorliebe zu singen. Wie die Einsamkeit, so kann auch die Stille unheimlich wirken und das Bedürfnis nach Gegenwirkung wecken.

Eine grofse Rolle spielt der Humor; er erfreut sich besonderer Schätzung und wird 10- bzw. 20mal genannt. „Bei manchen kommt der Humor zum Vorschein, was jedem guttut. Bei uns machte einer die besten Witze während des Feuers. Bei seinem Tode sagte er noch: jetzt ist's aus mit sechzig (scherzhafte Redensart)“; als Stimmung ist sehr verbreitet der sog. Galgenhumor. „Mein bester Kamerad im Feld war mein Humor, wenn auch oft Galgenhumor. Man schwätzt und lacht über die gleichgültigsten

Sachen. Jeder neue Stoff und jeder neue Scherz ist willkommen; nur nicht schweigen, dafs man nicht auf seine eigenen egoistischen Gedanken kommt." „Oft war es ein Witzwort der Kameraden, das mit einem Scherz die Gedanken auf andere Bahnen brachte; manchmal genügte die plötzliche Erinnerung an ein lustiges Erlebnis, um sich von der Gefahr abzulenken." Die Wirkung des Humors beruht wohl auf verschiedenen Faktoren: Einmal ist es die Entladung der Spannung, die wohltuend wirkt. Dazu kommt die Ablenkung und Zerstreuung, endlich vielleicht eine Art Steigerung des Ichgefühls, wenn z. B. eben die Gefahr oder die Furcht zum Gegenstand des Scherzens gemacht wird. Die Soldatensprache hat dafür sehr bezeichnende Ausdrücke: „jetzt bist du grofs" oder „jetzt bist du wieder oben". Sehr charakteristisch ist folgende Äufserung: „namentlich alte Soldaten entwickeln sog. Galgenhumor oder ‚Respektlosigkeit' vor dem Feinde, wenn die Gefahr länger dauert." Eigenartig schreibt ein anderer von einem „krampfhaft lustigen, erzwungenen Übermut, der sich in bizarren Ausdrücken und Hinweisen auf Früheres entlädt, die zu dem ernsten Moment eigentlich nicht recht passen wollen, die aber doch die Stimmung auffrischen und manchen mitreifsen." Auch beim Fluchen, das man übrigens in der Front ziemlich selten hörte, scheint die Steigerung des Ichgefühls mit hereinzuspielen.

Hier ist auch das Rauchen zu erwähnen, das 10- bzw. 8mal genannt wird. Wenn einmal nach Schilderung einer sehr gefährlichen Lage erzählt wird: „Nachher kam einer auf den glücklichen Gedanken, eine Zigarre anzubieten, was die Nerven beruhigte," so mag diese Beruhigung wohl mehr in der Lösung der Spannung und in dem Erwachen aus der Untätigkeit zur Tätigkeit gelegen haben als in der Wirkung des Nikotins der Kriegszigarren. Auch in den Aufzeichnungen eines Uboot-Kommandanten lesen wir nach glücklicher Lösung einer höchst gefährlichen Lage von einem „rasenden Bedürfnis nach einer Zigarette" (Spiegel, Tagebuch U 202, S. 48).

Als Betäubungsmittel im eigentlichen Sinn wird der Alkohol anzusehen sein, der 5- bzw. 3mal genannt erscheint. Er wurde von manchen mit Bewufstsein und Absicht zur Hebung der Stimmung und Betäubung der Angstgefühle genommen.

Wir haben nun eine Reihe von psychischen Erscheinungen kennen gelernt, die geeignet sind, die Möglichkeit der Entstehung der Furcht zu verringern oder ihren Bann zu erleichtern und zu

beheben. Wir betrachteten sie unter dem Gesichtspunkt, dafs diese Wirkung zustande kommt ohne bewufste Reflexion des erlebenden Subjekts. Dies schliefst nicht aus, dafs wenn diese wohltätige, biologisch vorteilhafte Wirkung erkannt ist, die Reflexion sich ihrer bemächtigt als Mittel für den zu erreichenden Zweck und sie in diesem Sinne zu verwenden strebt. Wenden wir uns nun denjenigen psychischen Faktoren zu, die von Haus aus einen überwiegend vorstellungs- und reflexionsmäfsigen Charakter tragen. Es liegt eine Reihe von Äufserungen vor, die ausgesprochen willensbetont sind, um den Gedanken eine bestimmte Richtung zu geben, die Furcht entweder gar nicht aufkommen zu lassen oder zu verscheuchen. „Was mich persönlich betrifft, so zwinge ich alle Gedanken, die mir in den Kopf kommen, grundsätzlich, mitunter krampfhaft zurück." „Der Soldat gewöhnt sich gewisse Überlegungen an, um sie im Augenblick der Gefahr dem Gedanken des Todes entgegenzusetzen." „Der Gedanke an den Tod wird von vielen künstlich beiseite geschoben." „Ich selbst habe mir noch jedesmal einen grundsätzlichen Fatalismus aufgezwungen und ein ähnliches Nichtsdenkenwollen bei vielen Kameraden gefunden." Dieses Streben wird um so begreiflicher, wenn man daran denkt, dafs die Furchtvorstellungen leicht zwangsmäfsigen Charakter annehmen können. Es kann sich zunächst im blofsen Spiel der Vorstellungen vollziehen. Wird der furchterregende Eindruck so stark, dafs er zu dominieren droht, so unterstützt man die Gegenbewegung, indem man sich mechanisch laut vorsagt: „es wird dir nicht so gehen." „Man greift zur bewufsten Selbstsuggestion: „die Worte: du willst leben, du willst leben, wirken Wunder." Ähnliche Vorgänge werden 10- bzw. 8mal erwähnt.

Neben solchen bestimmt gerichteten willensmäfsigen Gedanken treten einige allgemeinere Reflexionen auf, die geeignet sind, als Gegengewicht gegen die Furcht zu dienen. Sehr verbreitet ist z. B. eine Erwägung, die in der Vorstellung begründet ist, dafs man sich, wie der Engländer sagt, mit anderen „in demselben Boot" befindet. Man weifs, dafs man nicht allein unter der Bedrohung leidet, sondern dafs auch die Kameraden unter dem gleichen Schicksal stehen. Daraus ergibt sich einesteils die Vorstellung der Möglichkeit gemeinsamer Abwehr, andererseits verteilt sich sozusagen die Gefahr, es kommt nicht soviel auf den einzelnen, der sich leichter in die Reihe der Leidensgenossen fügt,

ohne den Anspruch auf besondere Begünstigung durch das Geschick zu erheben: „man richtet mir's nicht anders an als meinen Brüdern allen" (K. Karls Meerfahrt v. Uhland). Ohne Zweifel liegt darin eine gewisse Beruhigung, die die Furcht abschwächen kann. So wird selbst die Vorstellung des Massengrabes, die drastischste Vergegenwärtigung der Gleichheit aller vor dem Tode, erträglicher. Leicht verbindet sich damit der Gedanke an die, die hinten in der Etappe in Sicherheit und Bequemlichkeit weiterleben, während man vorn in der Furchtbarkeit der intensivsten Bedrohung steht und trotz alles Selbstgefühls, das der Frontsoldat ihnen gegenüber hat, der Wunsch zu jenen Bevorzugten zu gehören. Hebt die Ausdehnung der Gefährdung z. B. durch Beschiefsung des Hintergeländes durch weittragende Geschütze den Unterschied auf, so ist die ersterwähnte Vorstellung wieder wirksam. Mit einer Art von Genugtuung wird dreimal als ein gewisser Trost erwähnt, „dafs auch die Vorgesetzten in der gleichen Sauerei stecken".

Die Bedeutung der Kameradschaft haben wir oben (vgl. S. 32) betont, wo sie uns in der Form des sozialen Triebes entgegentrat. Hier mag es genügen, daran zu erinnern, was wir schon hervorhoben: dafs der Trieb zur Reflexion erhoben und als Vorstellung wirksam werden kann. Andere Erscheinungsformen des sozialen Triebes dagegen wirken im Feld fast beinahe nur durch die Reflexion hindurch: der Gedanke an die Familie, die Heimat, das Vaterland. Die beiden ersten werden meist zusammengenannt und sind, abgesehen von den religiösen Gedanken, die am häufigsten hervorgehobenen Motive. Sie werden nicht weniger als 36- bzw. 29mal genannt. Der Gedanke an das Vaterland tritt demgegenüber auffallend stark zurück; er kommt nur 2- bzw. 9mal vor. „Ich habe äufserst wenige getroffen, die etwa von patriotischen Gefühlen beeinflufst waren." Das ist mitbegründet teils in der fortschreitenden Zersetzung des Vaterlandsgedankens, teils in der geringen Abstraktionsfähigkeit der Schreibenden. — Der Gedanke an Familie und Heimat tritt in verschiedenen Färbungen auf: bald als Sorge um ihren Zustand und ihr Ergehen, bald als Sehnsucht nach der trauten Häuslichkeit, den lieben Eltern oder als Wunsch, ihnen noch ein letztes Lebewohl zu sagen; bald als das Bewufstsein, zum Schutz der Bedrohten die Gefahr zu erleiden, wodurch das Schwere leichter und williger übernommen wird; bald als sehnlicher Wunsch nach Rückkehr und Wiedervereinigung mit ihnen. „Beim Eintritt ins Gefecht verrichtete

ich immer ein Stofsgebet; demnächst dachte ich an meine lieben Eltern, zu denen ich wieder zurückkehren mufs, um ihnen für die mir erwiesenen Wohltaten zu danken." „Ich dachte, was es für meine Eltern für ein Herzeleid sein würde, wenn ich fallen würde. Dafs sich meine Eltern um mich grämen sollten, kam mir ärger als der Tod vor." „Eine furchtbare Artilleriebeschiefsung; jede Fiber aufs äufserste angespannt. Da sehe ich mich plötzlich im Kreise meiner Lieben daheim." „Wir lagen zitternd auf der Grabensohle, jeder von uns dachte an das Schlimmste. Einer meiner ersten Gedanken weilte bei meinen Lieben zu Hause; jede Sekunde konnte bringen, dafs ich sie nicht mehr sehen durfte." — Sehr häufig wurden Photographien der Angehörigen mitgeführt.—Diese Gedanken können vielfach ein wertvoller Halt sein; das gilt jedoch nicht unter allen Umständen. Bewegen sie sich z. B. in der Richtung der Sorge um die Angehörigen nach unserem Tode, so bedeuten sie keineswegs eine Hebung der Kampffreudigkeit und damit der Kampfkraft, sondern werden ebensogut als Erschwerung der Lage empfunden. So ist die Bemerkung erklärlich: „den Gedanken an die Familie darf man nicht aufkommen lassen". „Im Trommelfeuer ist es verfehlt, an daheim zu denken", „solche Gedanken sind noch dazu geeignet, die Todesfurcht zu steigern."

Mit diesen Gedanken haben wir uns schon den höheren Vorstellungen zugewendet. Zu den sittlichen Motiven des soldatischen Denkens gehören vor allem das Pflicht- und Ehrgefühl. Das Pflichtgefühl ist dasjenige, das öfter hervorgehoben wird. Es wird 7- bzw. 19mal genannt. „Man denkt: es ist meine unerbittliche Pflicht, hier meine Aufgabe zu erfüllen." „Bei den meisten ist es das unwillkürliche Wissen und Gefühl: du mufst." Dies ist nichts anderes als eine höhere Form der Disziplin, die bewufste Anerkenntnis der Notwendigkeit und Aufnahme in den eigenen Willen. Das Ehrgefühl, das 2- bzw. 13mal erscheint, beruht wohl mehr auf der Selbstachtung. An die Stelle des höheren sittlichen Mafsstabes kann auch das Streben nach äufseren Erfolgen treten: Beförderung, Auszeichnung, die trotz allem vielfach einen wesentlichen Reiz ausübte. Der Gedanke der Verantwortlichkeit bildete eine äufserst kräftiges Motiv, das oft noch standhielt, wenn alle anderen versagten. Es war ein sehr guter Griff unseres alten Exerzierreglements, das Gefühl und die Bereitwilligkeit für die Verantwortung besonders nachdrücklich zu betonen und zu fordern; es sagt: „die vornehmste Führereigenschaft ist die Ver-

antwortungsfreudigkeit" (Z. 304). Gerade für den Führer aller Grade, aber auch für den einzelnen Mann war die Verantwortung oft der Halt, der allen Anwandlungen von Furcht trotzte; dabei wurde schon die Verantwortung für Sachen vielfach stark empfunden, lebhafter naturgemäfs diejenige für Menschenleben.

Entstehen die bisher genannten Motive vorwiegend im Hinblick auf die anderen, so gibt es auch solche, die aus dem Kreis der Gedanken über das eigene Erleben und Ergehen erwachsen, die diese selbst zum Gegenstand der Reflexion machen. Hier ist in erster Linie die Hoffnung zu nennen, die ebenso in einer allgemeinen optimistischen Auffassung jedes Geschehens wie in dem ganz bestimmten Glauben an die eigene Unverletzlichkeit wie in allen dazwischen liegenden Abstufungen erscheinen kann. Man hofft, dafs man Glück hat, dafs man durchkommt, dafs es nicht so schlimm wird, dafs nicht jede Kugel trifft u. ä. „Die älteren Soldaten finden sich mit dem Gedanken ab: hast schon so oft Dusel gehabt, wirst's auch diesmal wieder haben." „Die Splitter und Geschosse, die ihm schon so oft um die Ohren gepfiffen sind und ihn verschont haben, brauchen ihn auch diesmal nicht zu treffen." Die Erinnerung an frühere glücklich bestandene Gefahren gibt ein gewisses Sicherheitsgefühl. Dazu treten manchmal Erwägungen etwa der Art: „dafs auf hundert Granaten nur ein Volltreffer komme" oder Berechnungen über die Möglichkeit der Dauer der Beschiefsung nach der Tageszeit u. ä.

Die ausgesprochenste Form der Hoffnung ist der Glaube an die eigene Unverletzlichkeit. Er wird verhältnismäfsig auffallend oft genannt: 10- bzw. 7mal. „Bei manchen Leuten kann man ein gewisses Sicherheitsgefühl beobachten. Sie geben sich mit dem Gedanken ab, dafs ihnen nichts passieren kann." „Bei meiner ersten Verwundung in der Sommeschlacht hatte ich immer die Überzeugung, dich trifft's nicht, und so kam auch in der schlimmsten Gefahr keine rechte Furcht auf. Bei meiner zweiten Verwundung in Flandern war's ähnlich. Ich war immer davongekommen, so dafs ich immer dachte, es könne mir nichts Schlimmes zustofsen." „Bei einer grofsen Zahl von Kämpfern ist gar keine Furcht vor dem Tode vorhanden; es sind diejenigen, die sich selbst einreden: dich trifft keine Kugel, du bist gefeit." „Ich für meine Person habe die Furcht immer von mir abgewälzt, indem ich mir sagte und auch das Gefühl hatte: es ist noch nicht für dich bestimmt zu sterben, und von diesem Gedanken durchdrungen war

es mir leicht ums Herz.“ Die Wurzeln dieses Glaubens lassen sich im einzelnen nicht mit Sicherheit feststellen. In 5 von diesen 17 Fällen erscheint er im Zusammenhang mit einer religiösen Auffassung. Hier erwähnen wir auch die Tatsache, dafs häufig — und nicht nur bei Katholiken — Amulette und andere Dinge mit besonderen Eigenschaften, Schutz- und Kettenbriefe getragen wurden.

Neben der absoluten Hoffnung auf glückliche Erhaltung steht eine Betrachtungsweise, die mit verschiedenen Möglichkeiten rechnet, um die relativ günstigste zu erreichen. Dabei kann sich der Blick zunächst auf die augenblicklich gegebene wirkliche Lage richten, um ihr eine andere Möglichkeit vergleichsweise entgegenzusetzen bzw. vorzuziehen. Das untätige wehrlose Stillliegen kann so schwer werden, die Spannung einen solchen Grad erreichen, dafs man sich nach dem Beginn des Kampfes sehnt, der gröfsere Gefahren bringt als der Aufenthalt im sicheren Stollen. In vier Berichten wird die Schwere des Kampfes so stark empfunden, dafs die Erlösung daraus durch den Tod willkommen wäre. Meist sind indes die Zustände, über deren Vorzug die Reflexion nachdenken läfst, als zukünftige Eventualitäten gedacht. Dann ist es besonders die Art und der Grad der Verwundung, mit denen sich die erwägende Reflexion beschäftigt. Sehr gefürchtet sind schwere Verwundungen, besonders wenn sich damit der Gedanke an eine dauernde Schädigung verbindet. Die Vorstellung des Zustandes eines Krüppels genügt für fünf Fälle, um den Tod erwünscht erscheinen zu lassen.

Eine grofse Rolle spielt auch bei Leuten, die weit davon entfernt sind, Drückeberger zu sein, die Vorstellung einer solchen Verwundung, durch die man ohne zu grofse Schmerzen und ohne bleibenden Schaden für eine gewisse Zeit den Gefahren und Anstrengungen entrückt wird. Solche Verwundungen heifsen im Soldatenmund „Tangoschufs“ und „Heimatschufs“. Bei Barbusse (S. 64) sagt ein Mann, der beide Ohrläppchen verloren:

„Es ist doch noch eine „Glückswunde“ schliefslich, so kriege ich doch Urlaub“. Und dann malt er sich die nächste Zukunft aus; „dabei werde ich höflich behandelt werden: ‚Bitte schön, hier durch — —‘; dann die Ambulanz, dann der Sanitätszug mit den Knutschereien der Damen vom Roten Kreuz auf der ganzen Reise, und dann das Spital erst mit weifsen Bettüchern und dem warmen Ofen, und nichts als Leute, die einen bedienen und denen man zuschaut, und die Ordonnanz-Hauspantoffeln, Herr Gott! und einen Nachttisch! Möbel überhaupt! und in den Spitälern wohnst du prima was das Essen angeht usw.“

Die Aussicht auf gute Pflege in einem Lazarett. Verbringung in die Heimat, Urlaub und sonstige langentbehrte Genüsse lassen Schmerzen und allerlei Widerwärtiges leicht in Kauf nehmen. „Gar manchem erleichtert auch die Aussicht auf Lazarett und Heimat sein Los, besonders dem, der sie schon erlebt hat." Jeder, der in einer Schlacht mit einem solchen Heimatschufs davonkommt, wird darum im stillen beneidet, wie wohl jeder einmal der Versuchung erliegt, sich einen solchen zu wünschen. Dieser heimliche Wunsch wurde allmählich vielfach stillschweigend vorausgesetzt; die Leute sprachen davon, ohne gerade etwas Unehrenhaftes darin zu erblicken, während Selbstverstümmelung fast immer scharf verurteilt wurde. In unseren Aufsätzchen tritt der Wunsch nach einem Heimatschufs 5mal auf, am ehrlichsten wohl so: „— —, bis ich glücklicherweise meinen Heimatschufs erhielt"; oder: „ich wäre dem Franzmann dankbar, wenn er mich für einige Monate g. v. h. (garnisondienstfähig in der Heimat) machen würde." So kann der Fall eintreten, dafs ein Zustand, der an und für sich als durchaus unlustvoll zu beurteilen ist, der Reflexion als begehrenswert erscheint, weil er im Vergleich zu einem anderen das kleinere Übel darstellt. Das Übel, das mehr gefürchtet ist, wird nicht genannt. Es ist wohl die allgemeine körperliche und psychische Erschlaffung. — In diesem Zusammenhang berühren wir die Frage, inwieweit der Gedanke an den Tod eine Rolle spielt. Einmal in irgendeiner Form beschäftigt sich wohl jeder Frontsoldat mit ihm. Am wenigsten ist dies der Fall, wenn er in einer unmittelbaren, wirklichen Lebensgefahr steht. Die Eindrücke, die ihn bestürmen, die Tätigkeit, die die Lage von ihm fordert, lassen ihm keine Zeit, auch nur an den Tod zu denken. „Die Furcht vor dem Tode beschäftigt den Soldaten nicht in den Augenblicken der Gefahr selbst, sondern eher in den Stunden, die der Gefahr vorausgehen. Auf Patrouille z. B. ist sein Geist so sehr in Anspruch genommen durch die Aufmerksamkeit, die er auf alles zu richten hat, seine Sinne sind so angespannt, dafs er an den Tod nicht denkt.' „Die Furcht vor dem Tode ist viel gröfser vor der Schlacht, da sich jeder einzelne Mann immer mit dem Gedanken beschäftigt: wie wird es dir wohl gehen?"

Die Furcht vor dem Tod hat die Psychologen schon öfter beschäftigt, vgl. Stanley Hall a. a. O. und C. A. Skott, Old Age and Death, 1896. Sie ist ohne Zweifel diejenige, die am meisten den Charakter der Vorstellung an sich trägt, und sie kann nur

durch Reflexionen überwunden werden. Ehe wir darauf eingehen, welcher Art diese sind, erhebt sich die Frage, ob die Furcht vor dem Tode schlechtweg als durchgängige Erscheinung angesehen werden darf. Die Frage scheint verneint werden zu müssen. Auch in unserem Material liegen 10 Ichberichte vor, in denen das Fehlen jeder Todesfurcht ausgesagt ist. Der Gedanke an den Tod trifft auf Vorstellungen, die den Wert des Lebens überhaupt oder unter bestimmten Bedingungen geringer erscheinen lassen. „Wir haben den Wert und Unwert des Lebens kennen gelernt im Leben vor dem Feind. Was soll da Schlimmes dabei sein, wenn plötzlich eine Kugel, ein Splitter kommt? Ein Pfeifen, ein Surren, ein kurzer Wehlaut — vielleicht — und da sinkt er hin. Ich sah schon mehrere so dicht neben mir sterben; ich fürchte den Tod nicht und viele, vielleicht die Mehrzahl der Kameraden auch nicht.“ Diese Verallgemeinerung dürfte kaum richtig sein. Die Furcht vor dem Tod ist eine so natürliche und weitverbreitete Erscheinung, dafs ihr Fehlen schon mehr eine Art Ausnahme darstellt. Sie kann aber überwunden werden, und unsere nächste Frage gilt den Reflexionen, durch die dies möglich ist.

Das dauernde Schweben zwischen Furcht und Hoffnung führt, besonders wenn es mit der Vorstellung der Allgemeinheit der Vernichtung und der eigenen Ohnmacht verknüpft ist, zu der Grundstimmung des Fatalismus. Die Eindrücke sind oft so stark oder von so langer Einwirkung, dafs der Wille zum Leben erdrückt wird und einer stumpfsinnigen Gleichgültigkeit und Resignation Platz macht. „Nach und nach wird es ein Ergeben in das Schicksal, das man doch nicht abändern kann.“ „Dem Tod kann keiner entgehen, ich laufe nicht, sagte oft ein Gefreiter meiner Kompagnie, wenn wir als Trägertrupp an die brenzlichen Stellen kamen.“ „Der Soldat gewöhnt sich einen gewissen Fatalismus an und im Augenblick der Gefahr denkt er: wenn du hin bist, bist hin.“ Etwas derber sagt sich ein anderer: „Verreckt ist wie verfroren.“ Die fatalistische Auffassung erscheint hauptsächlich bei allgemeinen Vorstellungen und Erwägungen über die Möglichkeit des Todes und ist eines der stärksten Gegengewichte gegen die Furcht. Eine deutlich wahrnehmbare Erweiterung erfuhr sie, seitdem die feindliche Einwirkung hauptsächlich durch Fliegerangriffe auch in der Etappe mehr und mehr wirksam wurde, die sonst nur mit Neid als das Gebiet der Gefahrlosigkeit und Bequemlichkeit galt. Dadurch, dafs man „hinten“, „in der Lebens-

versicherung" beim Trofs oder in der Etappe auch nicht mehr ganz sicher war, wurde die unmittelbare Gefährdung vorn mehr nur dem Grade nach empfunden. „Ob ich vorn beim Sturm oder durch eine Fliegerbombe in der Etappe falle — seinem Schicksal entgeht niemand". Die Bedeutung der fatalistischen Betrachtung ist ziemlich hoch anzuschlagen; sie wird in unseren Berichten 17- bzw. 27mal erwähnt. Wieweit die Macht, unter deren Walten der Fatalismus sich ergeben lehrt, persönlich gedacht ist, wie stark religiöse Gottesvorstellungen mit herein spielen, in welchem Verhältnis er zum christlichen Vorsehungsglauben im engeren Sinn steht, läfst sich im einzelnen schwer feststellen. Eine ziemlich starke religiöse Färbung liegt ohne Zweifel in mehreren Fällen vor.

Die Frage nach Vorkommen und Art der religiösen Vorstellungen im Feld ist mehrfach gestellt und beantwortet worden. vgl. aufser den oben genannten z. B. P. Göhre, „Front und Heimat", Jena 1917; G. Frädrich, „Des Heervolkes Seele", *Rel.-Gesch. Volksbücher* V, 22, Tübingen 1917. Everth weist mit Recht auf die grofsen Unterschiede in der Höhenlage der zutage tretenden religiösen Regungen hin und will neben der unzweifelhaften Belebung der Religiosität durch den Krieg auch ihre Schwächung und Zerstörung bemerkt haben. Dies trifft zwar nach unserer persönlichen Erfahrung zu, läfst sich aber aus unseren Berichten nicht näher belegen. Wenn gelegentlich behauptet wird, die Religion sei draufsen eine allgemeine Erscheinung, die in jedem in irgendeiner Form auftrete, indem die Gewalt der Eindrücke und die Wucht des Erlebens den Menschen notwendig zu Gott hintreibe, so ist das ohne Zweifel zuviel gesagt. Andere wollen mindestens nicht wenige Ausnahmen beobachtet haben, bei denen keine Spur von Religion zu entdecken gewesen sei. Soweit eine solch innerliche Regung fremder Beobachtung zugänglich ist, gibt es nach unserer persönlichen Erfahrung nicht wenige Leute, die ohne jede religiöse Äufserung sehr tapfer sind und die ihr Handeln und Leiden von anderen Motiven bestimmen lassen, die wenig oder nichts mit Religion zu tun haben.

Die Mehrzahl zeigt indes religiöse Regungen, vom einfachen Sich-Bekreuzigen eines bayerischen Älplers bis zur durch und durch geistigen Religiosität eines Hindenburg, der die Kunst der höchsten Entschlüsse mit tiefer persönlicher Frömmigkeit vereint. Sichtbar werden zunächst nur die primitiveren Regungen, z. B. das Anschreiben von Heiligen-Namen, Sprüchen und Liederversen

an den Standort des Postens an der Schiefsscharte u. ä. Diesen Brauch konnte ich in den Argonnen i. J. 1915 sehr häufig beobachten. Lautes Beten, hauptsächlich bei Katholiken, und stilles Lesen in Gesangbuch und Bibel, besonders den Psalmen, konnte ich gleichfalls in den ersten Kriegsjahren häufig bemerken.

Der religiöse Gedanke kann sich nach verschiedenen Richtungen bewegen. Einmal erscheint er im Gebet um göttliche Hilfe; so 9- bzw. 14mal. „Religiöse Gefühle werden in einem wach unter Verrichtung kurzer Gebete." „Marsch auf der Strafse — —; plötzlich schlagen einige 15-cm-Granaten direkt vor uns auf der Strafse ein. Pfeilschnell wirft sich jeder einen Augenblick hin, um ebensoschnell wieder aufzustehen und im Marsch-Marsch weiter zu gehen. Da — ein Schwirren, und fast hat mir eine den Kopf gestreift. ‚Herr hilf Du' der Mund sagt es mechanisch; erst dann kam die Besinnung und der Ernst dazu." „Wie voriges Jahr das 7tägige Trommelfeuer an der Somme wütete, da stärkte mich die Religion. Aber auch viele Kameraden, die sonst die Religion verleugneten, sah ich das Gebetbuch hervorziehen." „Beim Eintritt ins Gefecht verrichtete ich immer ein Stofsgebet mit der Hoffnung, Gott und mein Schutzengel werden mich schon vor dem Schlimmsten bewahren." — Vorsehungsglaube und Vertrauen auf den göttlichen Beistand werden 11- bzw. 19mal genannt. „Äufserste Gefahr und Anspannung — —; da kommt es plötzlich mit nie geahnter Gewalt über mich: es gibt eine Kraft, ein höheres Wesen, das unsere Geschicke lenkt und über uns wacht." „Mir selbst schwebte im Augenblick der Gefahr oft das Bild vor Augen, wie ich mit vielen Kameraden in der Kirche zu R. safs, als ich zum erstenmal ins Feld mufste. Der Geistliche liefs das Lied singen ‚in allen meinen Taten' und tröstete uns durch die Worte ‚Gutes und Barmherzigkeit werden mir widerfahren mein Leben lang'." „Ich selbst sagte mir immer: es kann dich nicht treffen, geleitet von Psalm 91: Ob tausend fallen zu deiner Seite und zehntausend zu deiner Rechten, so wird es dich doch nicht treffen." „Ich fand, dafs viele meiner Kameraden mit demselben Wahlspruch in Stellung gingen wie ich: ob ich schon wanderte im finstern Tale, so fürchte ich kein Unglück. Dein Stecken und Stab trösten mich." Ich selbst fühlte mich durch das Gerhardtsche Lied ‚Ist Gott für mich, so trete' immer wunderbar beruhigt. — Wie das Lesen überhaupt, so ist besonders das Lesen religiöser Schriften eine wertvolle Hilfe. „Als ich im August 1917 im Feuerwirbel von Poelkapelle

meine Kameraden in den Trichtern zusammensuchte, da fand ich mehrere dasitzen, die hatten Testamente, Bibeln, Psalmen u. dgl. in der Hand und lasen laut vor und die anderen hörten zu." „Ich habe an anderen beobachtet, dafs sie sich hauptsächlich durch das Lesen religiöser Schriften über den Augenblick der Gefahr hinüberretten möchten." — Der Gedanke an die Verantwortung vor Gott und sein Gericht erscheint je 5mal, etwa in dieser Form: „bei erstmaliger Lebensgefahr spielt die Religion die erste Rolle und den meisten fallen alle ihre Sünden und Fehler ein, das Gewissen erwacht und beunruhigt sie vielleicht." „Bevor man eingesetzt wurde, die Überlegung, die Verluste usw.; dann kam die Gewissenserforschung. Fand ich mich mit meinem Gott im reinen, so sagte ich: also in Gottes Namen." „Viel Böses, das einem wieder zur Erinnerung kommt, möchte man wieder gut machen."

Der Rückblick auf das verflossene Leben, der allerdings auch ohne religiöse Färbung auftauchen kann, erscheint 9- bzw. 7mal. „Man zieht die Bilanz aus seinem vergangenen Leben." „Oft stand mir mein Leben vor Augen, besonders entscheidende Augenblicke in demselben." „Gewöhnlich rollte sich mein Leben im Geiste vor mir auf." „Ich fürchtete wohl getroffen zu werden, dachte aber nicht an den Tod. Allerlei kleine Erlebnisse aus der frühesten Jugend, deren ich mich sonst kaum mehr erinnert, traten mir als klares Bild vor die Seele."

Eine interessante Parallele hierzu findet sich in E. Whimpers Berg- und Gletscherfahrten, bearbeitet von F. Steger, Braunschweig 1872. W. erzählt dort von seinen Gedanken und Empfindungen während eines Absturzes aus grofser Höhe: „wie bei Personen, die vom Ertrinken gerettet werden, schossen mir eine Menge Dinge durch den Kopf, häufig blofs Kleinigkeiten, oder Dummheiten, die ich längst vergessen hatte." S. 146.)

Die Frage: Was wird nach dem Tode? und der Gedanke des ewigen Lebens werden je zweimal erwähnt. „Der Soldat denkt auch an ein anderes Leben in der anderen Welt, wie es ihm nach dem Tode ergehen würde. Er denkt auch noch an all das, was er dem Vaterland schon geleistet hat, dafs es ihm in der anderen Welt nicht schlecht gehen könne." — Wenn im ganzen in 43 bzw. 47 Berichten von religiösen Regungen gesprochen wird, so bildet der Umstand, dafs diese als das am häufigsten beobachtete Motiv zur Überwindung der Furcht genannt werden, einen bemerkenswerten Beitrag zur Beantwortung der Frage, wie grofs die Bedeutung der Religion für das geistige Leben des Soldaten sei.

Damit haben wir eine ganze Reihe von Momenten kennen gelernt, die teils trieb- oder instinktmäfsig, teils durch die Reflexion hindurchgehend der Furcht entgegenwirken[1]. Diese Wirkung ist vielleicht auf ein gemeinsames Moment zurückzuführen: die Wiederherstellung und Stärkung des Ichgefühls, dessen Bedrohung und Erschütterung wir als ein charakteristisches Merkmal der Furchtemotion betrachteten, vgl. S. 28. Dies gilt sowohl für die primitiveren Formen des Erlebnisses als auch für das Spiel der Vorstellungen und Gegenvorstellungen.

Bis zu einem gewissen Grad läfst sich nach den im bisherigen festgestellten Erfahrungen der Furcht entgegenwirken. Freilich wird die Gegenwirkung auch da, wo sie ausgesprochen vorstellungs- oder willensmäfsigen Charakter trägt, an den Grenzen der menschlichen Natur ihre Schranken finden. Das Entscheidende aber bleibt die seelische Stärke der nicht von Trieben, sondern von sittlichen Motiven bestimmten Persönlichkeit.

Tabelle über die Häufigkeit der einzelnen Erscheinungen.

Es werden erwähnt:	In den Einzelberichten	In den allgemeinen Berichten	Im ganzen
Neugier	4mal	6mal	10mal
Soziale Emotionen	24	30	54
Kampfemotionen	7	14	21
Gleichgültigkeit	15	18	33
Disziplin	3	13	16
Gefühl der Aktivität und Passivität	14	12	26
Humor	10	20	30
Betäubungsmittel	8	12	20
Verscheuchen der Furcht	10	8	18
Erinnerung an die Heimat	36	29	65
Patriotismus	2	9	11
Pflicht- und Ehrgefühl	10	19	29
Allgemeine Hoffnung	12	18	30
Glaube an Unverletzlichkeit	10	7	17
Furchtlosigkeit	10	5	15
Erwägungen üb. d. Grad d. mögl. Übel	19	17	36
Rückblick auf das verflossene Leben	9	7	16
Fatalismus	17	27	44
Religiöse Regungen	43	47	90

[1] Über die Häufigkeit der einzelnen Erscheinungen, die der Furcht entgegenwirken, vgl. die angefügte Tabelle.

Lebenslauf.

Geboren am 17. Oktober 1891 in Schwäbisch Hall als Sohn des damaligen Gymnasialprofessors Dr. Hermann Ludwig verlebte ich dort eine glückliche Kinderzeit. Ich besuchte das dortige Gymnasium und als mein Vater 1904 an das Karlsgymnasium in Stuttgart versetzt wurde, diese Anstalt bis zur Erstehung der Reifeprüfung. Zunächst genügte ich meiner Dienstpflicht als Einjährig-Freiwilliger im Grenadierregiment Königin Olga und bezog 1911 die Universität Tübingen, um mich als Angehöriger des Theologischen Seminars dem Studium der Theologie zu widmen. Daneben besuchte ich zahlreiche Vorlesungen und Übungen der Herren Professoren Adickes, von Garbe, Groos. Das Wintersemester 1913/14 verbrachte ich in Berlin. Bei Kriegsausbruch zog ich mit dem Tübinger Regiment ins Feld und stand dauernd in der Front, abgesehen von vorübergehenden Aufenthalten in Lazaretten und Heimatgarnisonen infolge dreimaliger z. T. schwerer Verwundung. Die Mufsestunden verwandte ich zu psychologischen Studien, die in der vorliegenden Arbeit ihren Niederschlag fanden. Seit Anfang dieses Jahres bin ich als Repetent am Seminar in Schöntal tätig.

G. Pätz'sche Buchdr. Lippert & Co. G. m. b. H., Naumburg a. d. S.